

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / APRIL 1963

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Verein für vaterländische Naturkunde
in Württemberg e. V., 7 Stuttgart

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

INHALT

1963

14. Jahrgang

Zweites Heft — März / April

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 8.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 10.–. – Einzelheft DM 2.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Vorfrühling am Albaufstieg Neuffen-Hülben.
Aufnahme Schwenkel +

Vom Sonnenberg und seiner Geschichte

Von Clara Mayer-Bruckmann 41

Frühlingstraum

Gedicht von Paul Häcker 43

Nekrolog für einen Aufschluß

Von Otto Linck 44

Ein vergessenes Kunsthandwerk wieder-
entdeckt und wieder vergessen

Von Otto Feucht 50

Frühlingsfahrt nach Cleversulzbach

Von Emil Baader 55

Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei
Neresheim als heimatgeschichtliche
Quelle III

Von P. Paulus Weißenberger 57

Rundfunk und Heimatpflege

Von Adolf Schabl 66

Johann Peter Hebel über den Rheinfluss .. 67

Buchbesprechungen 68

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes . 70

Vom Sonnenberg und seiner Geschichte

Von Clara Mayer-Bruckmann

Ganz zufällig entdeckte ich diesen reizenden, idyllischen Ort zwischen dem Remstal und den Berglen. Gemächlich schlenderte ich zur Dorflinde in Breuningsweiler, die in diesem Falle eine Kastanie ist, zwischen bunt blühenden Gärten auf der einen und stattlichen Misthaufen auf der anderen Seite. Dann fällt der Weg an Kornfeldern vorbei, steil ab, und unversehens offenbart sich eine neue liebevolle Landschaft. Entzückt hält man Umschau, hinüber zum Korber Kopf mit seinen sanft geschwungenen Linien und hinunter zu dem kleinen malerischen Hanweiler, das wohlbehütet vor rauen Winden im Tale liegt. Nach einem weiteren scharfen Abstieg zeigt sich ganz überraschend der „Sonnenhof“ mit dem stattlichen, von einem mächtigen Nußbaum eingerahmten Haus im Schweizer Stil, um das eine heimelige Holzgalerie läuft. Tief unten schlängelt sich der Zippelbach durchs Tälchen, die Vögel zwitschern, und wer Glück hat, mag drüben am Waldrand ein paar scheue Rehe erspähen.

Auf mich hatte dieses alte Gasthaus, wo alles ländlich, sittlich ist, eine seltsame Anziehungskraft. Ich vertiefte mich in die Breuningsweiler Chronik, muß aber gleich gestehen, daß vieles, was dort berichtet wird, nicht ganz den Tatsachen entspricht wie ich später hörte. Was die Herkunft des einstigen Besitzers, Eduard Weitzel, anbetrifft, wurde dort zur „Mär“. – Genaues erfuhr ich ein paar Jahre später, als mir der Zufall die Enkelin dieses interessanten, viel umstrittenen Mannes in den Weg führte. Sie wußte um den Bericht der Chronik und nahm deshalb wiederholt Stellung dazu in ihren Ausführungen.

Lassen wir sie nun selbst zu Worte kommen: „Sein Vater, also mein Urgroßvater, war Goldschmied in Göppingen, seine Mutter, dessen Ehefrau, eine geborene Wohlleben. Daß mein Großvater Offizier

gewesen sein soll, ist mir nicht bekannt, ich glaube es nicht. Dagegen stimmt es, daß er politisch sehr aktiv war und sich mit größtem Idealismus der freiheitlichen Bewegung für ein einiges Deutschland verschrieben hatte.

Als Abgeordneter nahm er an der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. teil. Mit dem ihm befreundeten und von ihm sehr verehrten Ludwig Uhland, der ja ebenfalls Abgeordneter war, ist er zusammen hingereist. Seite an Seite standen beide am 19. Mai 1848 in der Paulskirche! Mein Vater besaß ein Gruppenbild von der Kundgebung dort. Eine Reihe von Briefen von Uhland an meinen Großvater waren erhalten, die von ihrer gegenseitigen Wertschätzung zeugten.

Wenn die Chronik von Breuningsweiler dem neuen Nachbarn keine große Erfahrung als Landwirt zugesteht, so möchte ich doch folgendes erklären: Sonnenberg wurde von meinem Großvater als reines Weingut angelegt (Getreide usw. nur für den Eigenbedarf). – Mein Vater wurde als erstes Kind Dezember 1851 geboren. Als er 1881 heiratete, bekam er zur Hochzeit von seinem Vater drei Flaschen Wein, Sonnenberger Auslese, Jahrgang 1851. Dieser Wein stammte also aus dem Geburtsjahr meines Vaters und dürfte von der ersten Ernte auf dem Sonnenberg gewesen sein. Hätte mein Großvater seine Sache als Winzer nicht verstanden, dann würde sich der Wein nicht dreißig Jahre gehalten haben. Nebenbei bemerkt, war Eduard Weitzel damals, als er das Gebäude für den Sonnenberg kaufte – es wird wohl 1850 gewesen sein – ein noch junger Mann von 26 Jahren. Daß er in diesem Alter nicht die Erfahrung und die Praxis eines alten erfahrenen Bauern haben konnte, ist klar. Abgesehen davon muß er aber auch ein guter Imker gewesen sein, denn er hatte

schon bevor er Sonnenberg gründete, verschiedene Goldmedaillen als Imker erhalten und war Vorstand des Württembergischen Landes-Imkerverbandes. In dieser Eigenschaft nahm er mit einem Herrn aus Stuttgart zusammen an einem Imker-Kongreß in Italien teil. Dort wurden beide Herrn von König Viktor Emanuel I. in Audienz empfangen. Dabei unterhielt man sich hauptsächlich über Pferde. Der König, der ein großer Pferdeliebhaber war, ebenso wie mein Großvater, lud die Herrn ein sich seinen Marstall zeigen zu lassen. Bei dieser Besichtigung bewunderte mein Großvater einen besonders schönen Lipizzaner und äußerte bei dem Stallmeister den Wunsch, dieses Pferd in Bewegung zu sehen. Man hatte den Herrn schon einige der wertvollen Pferde des Marstalls im Hof vorgeführt oder vorgeritten. Aber diesmal konnte der Stallmeister den Wunsch nicht erfüllen: Dieser Lipizzaner sei das persönliche Reitpferd des Königs und dürfe nur von ihm selbst geritten werden.

Am Abend wurde den Herrn im Hotel, wo sie übernachteten, ausgerichtet, sie möchten sich am andern Morgen früh in den Schloßanlagen einfinden, dann könnten sie das bewunderte Pferd auch in Bewegung sehen. Kaum waren sie zur angegebenen Zeit dort, als ein Reiter erschien: Es war der König Viktor Emanuel selber bei seinem Morgenritt! Er begrüßte die Herrn freundlich, als sie sich ehrfurchtsvoll verneigten, dann geschah das Erstaunliche: Der König ritt hin und her, führte selbst sein Pferd in verschiedenen Gangarten vor! Nach einem neuerlichen freundlichen Gespräch verabschiedete er sich dann. Mein Großvater war so beeindruckt von der Lebenswürdigkeit des Monarchen, daß er seinen Erstgeborenen Viktor Emanuel taufen ließ. –

Zur Seidenraupenzucht möchte ich bemerken: Dies war ein Versuch, wie er damals von vielen unternommen wurde. Es ist richtig, daß sich Eduard Weitzel mit vielen Dingen beschäftigte, die nichts mit Landwirtschaft zu tun hatten. Er war sehr vielseitig, ein ungewöhnlich begabter Mann. Übrigens stammte er mütterlicherseits in direkter Linie von der Schwäbischen Geistesmutter, Frau von Bardilli ab.

Er zeichnete gern und schrieb vaterländische und viele religiöse Gedichte. Er war von einer tiefen Frömmigkeit, was nicht ausschloß, daß er die Sonne als himmlische Lebensspenderin verehrte. – Bei seinem Tode hinterließ er eine sehr große, sorgfältig zusammengestellte geologische Steinsammlung, die dem Naturalienkabinett in Stuttgart geschenkt wurde. Die Bauern vor 100 Jahren haben bestimmt äußerst

bescheiden und sparsam gelebt. Da mußte ihnen der gehobene Lebensstil des Gutsbesitzers als Verschwendung vorkommen, z. B. daß er sich Reitpferde hielt neben den Ackerpferden und gelegentlich Spazierritte unternahm. Seine Reitpferde waren Araber, er selbst ritt stets einen Schimmel, edle Pferde waren eben seine besondere Freude; außerdem waren damals die Verkehrsmittel äußerst beschränkt, es existierte noch nicht einmal die Remstalbahn. – Als Verschwendung mögen es ihm die Bauern auch angerechnet haben, daß er seine Kinder durch Hauslehrer unterrichten ließ, statt sie in die Breuningsweiler Dorfschule zu schicken.

Aber trotz Spazierenreiten und allerhand geistigen Nebenbeschäftigungen brachte er seinen Hof in Schwung. Heute noch muß in halber Höhe inmitten des ehemaligen großen Weinbergs ein kleiner vier-eckiger roter Sandstein stehen, dessen eingehauene Schrift lautete:

1851

Der aus einem Walde mich
in blühende Fluren verwandelt,
und der mich Sonnenberg nannte,
des Name ist Eduard Weitzel.

Und geblüht hat es überall! Nicht nur die zahlreichen Obstbäume um das Haus blühten und brachten Früchte, im Garten blühten und dufteten alle Sorten von Blumen, am Haus rankten Rosen, und auf der Altane um das Haus war ein Blütenmeer! Da brachten seine vielen Immen nicht weit zu fliegen, um den köstlichen Honig einzusammeln.

Eduard Weitzel hat also keineswegs abgewirtschaftet auf dem Sonnenberg, wie man der Dorfchronik entnehmen könnte. Im Gegenteil. – Erst als er nichts mehr zu verbessern und zu verschönern fand, entschloß er sich, das Gut zu verkaufen, und er verkaufte gut. Sein unermüdlicher Tatendrang wollte wieder Neues schaffen.

In Schorndorf erstand er ein großes Gelände. Dort baute er eine Villa ganz nach eigenem Entwurf, auch die Bauzeichnungen und die Bauberechnungen waren von ihm selbst ausgeführt. Ebenso der Plan für die weiträumigen Gartenanlagen. Bei diesem Bau war er sein eigener Architekt und sein eigener Bauunternehmer.

Villa Sonnenschein prangte in großen Goldbuchstaben noch bis vor wenigen Jahren über dem schmiedeeisernen Eingangstor des Gartens. Ein sehr großer, parkartig angelegter Garten umgab das An-

wesen. Heute ist der ehemalige Sonnenschein-Garten ein großer Teil des Stadtparks von Schorndorf. Die Straße, an der dieser liegt, heißt heute Sonnenscheinstraße. Die Villa Sonnenschein war kein Gutshof, nur Wohnhaus.

Nach einigen Jahren hat er auch dieses Besitztum, nachdem es nach den damaligen Verhältnissen aufs beste in jeder Hinsicht ausgestattet war, verkauft, um wieder einen Gutshof zu übernehmen. So hat er noch drei Gutshöfe nacheinander besessen. Diese hat er jeweils verbessert und verschönert, oder neu aufgebaut, um sie nachher, nach Jahren intensivster Arbeit in bestem Zustand wieder mit Gewinn zu verkaufen.

Bei all seinen Plänen und Unternehmungen stand ihm seine Frau mit viel Verständnis zur Seite, mit nimmermüdem Fleiß den wachsenden großen Haushalt betreuend und mit unendlicher Geduld auf alle Wünsche des Gatten eingehend. Für sie war der jeweilige Wechsel des Hofes mit manchem stillen Opfer und viel Entsagung verbunden. Es galt ja stets eine liebgewordene Heimstatt zu verlassen, um an neuer Stätte mit neuem Fleiß, mit Mühe und Arbeit wieder neu zu beginnen.

Wieviel Hingabe und Verständnis von ihr gehörte dazu bis auch dort in Haus, Hof und Garten jene gepflegte Atmosphäre entstand, die man sich wünschte. – Dazwischen lagen die Geburten von sieben Kindern, von denen sie drei im Kindesalter verlor. Und von den groß gewordenen vier anderen, mußte sie wieder drei an die Fremde hergeben. Zwei Söhne und die einzige noch lebende Tochter sind nach Südamerika ausgewandert. Und keines von diesen dreien hat die Mutter je wieder gesehen. Wohl haben es alle drüben zu etwas gebracht, aber

in die alte Heimat kam keiner zurück. Nur die Tochter schickte einmal von drüben ihre Älteste zum Besuch (etwa von Herbst 1897 bis Frühjahr 1898). Aber da war deren Großvater Eduard Weitzel schon vor Jahren gestorben und seine Witwe lebte als alte, schwerkranke Frau in Schorndorf, wo sie im April 1898 starb. Einzig im Lande geblieben war der älteste Sohn, mein Vater. Dieser hatte in Hohenheim Landwirtschaft studiert und war als Beamter in badische Staatsdienste getreten, bis er später einem Ruf nach Hessen folgte. So wurde auch er aus seiner engeren Heimat entführt. Immerhin konnte er alljährlich seinen Eltern und der geliebten Heimat seinen Besuch abstatten und später, solange er lebte, deren Gräber besuchen.“

Die Enkelin, die nach der Ortschronik 1929 den Sonnenberg aufsuchte, die kam nicht aus Amerika, das war ich mit meiner Familie, nachdem das Schicksal mich ins liebe Schwaben geführt hatte. Damals habe ich zum erstenmal den Sonnenberg gesehen, den ich von Kindheit an durch die Erzählungen meines Vaters kannte und liebte. – Nun sah ich die Altane, die ums Haus führte, von der ich ein Foto kannte, rosenumrankt, mit der Familie Eduard Weitzels darauf, im Vordergrund mein Vater als eben elfjähriger Bub am Boden sitzend. Und damals fand mein Blick gleich neben dem Haus den großen alten Geißhirtlesbaum! Dieser Baum wurde von Eduard Weitzel zur Geburt seines Sohnes Viktor gepflanzt. Es war der Baum meines Vaters in seiner Kindheit! Für seine Brüder wurden Nußbäume gepflanzt, für seine Schwester Anna ein Apfelbaum. So erhielt jedes Kind einen Baum gepflanzt zu seiner Geburt, das waren „ihre“ Bäume.

Aber die Bäume haben die Menschen überdauert. –

Frühlingstraum

1. Von dir geführt
Ging ich zurück
In jenes sel'ge Wunderland,
Wo mich das Glück
Zu erst berührt
Und vorzeit mich mit dir verband.
2. Das war, ich weiß,
An jenem Ort,
Wo ich den ersten Vers erfand,
Der arm am Wort,
Doch still und leis,
Mir leuchtend vor der Seele stand:
3. Ein schmaler Pfad
Ging querfeldein
Zu einem alten Apfelbaum
Der blütenrein
Geduftet hat
In seinem hellen Frühlingstraum.

Paul Häcker

Nekrolog für einen Aufschluß

(Muschelkalkbruch bei Talheim)

Von Otto Linck

Für den Geologen sind alle Stellen, an denen unter der Pflanzendecke und dem Verwitterungsboden anstehendes Gestein zu sehen ist, „Aufschlüsse“. Es sind die Fenster, die ihm und dem Freund der Erdgeschichte Einblick in den Bau des Landes gewähren. Neben den natürlichen Aufschlüssen wie Felswänden, Prallhängen von Gewässern, offenen Böschungen an Hohlwegen und Straßen, erschließen die künstlich geschaffenen Öffnungen, Sand-, Kies- und Mergelgruben, vor allem die Steinbrüche dem forschenden Blick die Geheimnisse erdgeschichtlicher Vergangenheit und erdgeschichtlichen Werdens. Freilich fressen manche Steinbrüche als klaffende Wunden die Landschaft in häßlichster Weise an; von diesen Steinbrüchen, bei denen das öffentliche Interesse der Landschaftspflege das geologische Interesse übertrifft, soll hier nicht die Rede sein. Die andern Brüche aber, die die Landschaft nicht schädigen, haben für den Geologen, ja, für den Naturfreund überhaupt einen unabdingbaren Eigenwert, einerlei ob sie noch betrieben werden oder stillgelegt sind.

Seit Anfang des Jahrhunderts vollzieht sich ein unaufhaltsames Sterben der Aufschlüsse, sowohl der natürlichen, wie der künstlichen, der Gruben und Steinbrüche. Wirtschaftliche Umstellungen, die Verdrängung des Natursteins durch Beton und Kunststein, die Verwendung andern Materials für den Straßenbau, landwirtschaftliche Meliorationen in einem nie dagewesenen Umfang erzwangen die Stilllegung der Brüche. In dem Fundplatzlisten seines „Geognostischen Wegweisers durch Württemberg“, der einst ein wahres geologisches Volksbuch gewesen ist, hat im Jahr 1908 der alte Pfarrer Engel die damals schon verlorenen natürlichen und künstlichen Aufschlüsse mit einem Totenkopf gekennzeichnet; es waren noch verhältnismäßig wenig. Heute müßte er die meisten mit dem makabren Zeichen versehen; es dürften gut 80 v. H. der zu Anfang des Jahrhunderts vorhanden gewesenen Steinbrüche eingegangen und zum großen Teil sogar ganz verschwunden sein. Für viele Schichtglieder unseres geologisch so reich ausgestatteten Landes (ein Geschenk der Natur, das verpflichten sollte!) gibt es keine nennenswerten Auf-

schlüsse mehr, an denen man Schülern, Studenten und Freunden der Geologie die Schichten zeigen könnte. Man denke nur an gewisse Schichtstufen des im Vorland der Schwäbischen Alb so weitverbreiteten Schwarzen Jura. Wo gibt es noch prägnante Aufschlüsse des Angulatussandsteins, des Lias Gamma, Delta und Zeta; noch um die Jahrhundertwende gab es auf jeder Gemeindegemarkung mit diesen Schichten kleine Steinbrüche oder Steingruben, in denen von den Bauern im Winter Steine zur Beschotterung der Nebenstraßen und Feldwege gewonnen wurden. Und bis weit ins Keuperbergland hinein saßen an den Landstraßen sauber gesetzte Kubikmeterhäufen des Arieten- und Gryphaeenkalks des Lias Alpha, die von berufsmäßigen Steinklopfern mit der Hand zu Schotter geschlagen wurden. Einzigartige Fundplätze sind im Verlauf dieses allgemeinen Schwunds spurlos untergegangen, etwa das Nürtinger Raet, das Quenstedt die Originale zu seinem „Jura“ geliefert hat (es gibt im ganzen Land überhaupt keine fossilführenden Raet-Aufschlüsse mehr) oder der weltbekannte Fundort der Lungenfisch-Zähne im Lettenkeuper von Hohenek, von dem allein in den öffentlichen Sammlungen von Stuttgart, Tübingen und im britischen Museum über 350 Zahnplatten liegen bzw. lagen. Trotz Einspruch des damaligen Landesamts für Denkmalpflege hat die Stadt Ludwigsburg diesen Steinbruch, der mit seinem fossilreichen Dolomit im ganzen Lettenkeuper einzigartig war, eingeebnet, in eine Umspannstation und eine Hühnerfarm verwandelt (wahrlich ein Schulbeispiel eines „versäumten Naturdenkmals“ Kolb 1930). Stillgelegt und z. T. völlig ausgelöscht wurden auch die einst jedem jungen Geologen vertraut gewesenen Steinbrüche im Umkreis von Stuttgart, die Muschelkalkbrüche am Neckar unterhalb von Cannstatt, die Lias Alpha-Brüche von Vaihingen a. d. F. (der „Vaihinger Pflasterstein“ mit seinen großen Ammoniten und dem „Vaihinger Nest“), die Stubensandsteinbrüche von Kaltental, die Schilfsandsteinbrüche der Feuerbacher Heide, die jahrhundertlang den Werkstein für die Stuttgarter Bauten geliefert haben (vgl. dazu Bader 1939). Die wirtschaftlich bedingte Stilllegung der unrentabel

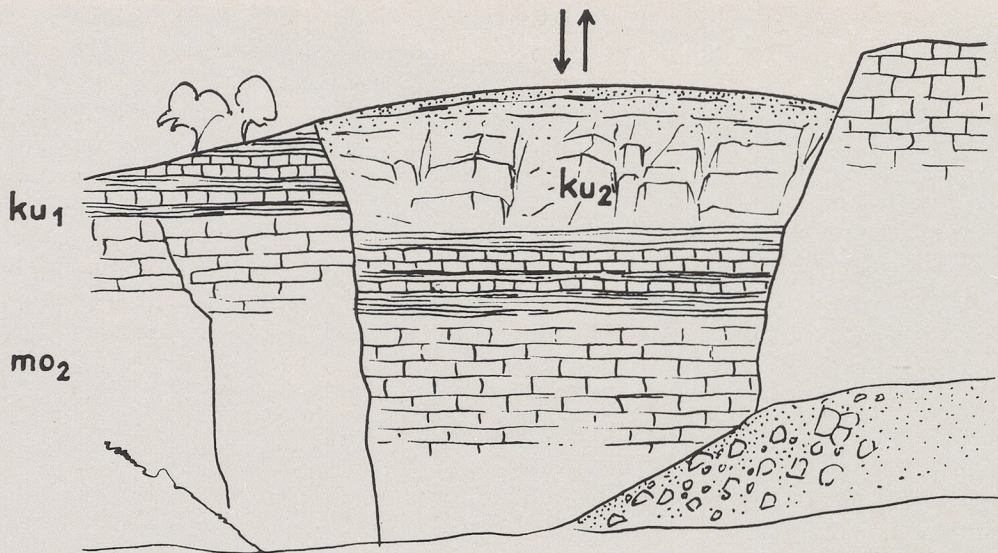


1. Der Talheimer Muschelkalkbruch im Sommer 1950

gewordenen Brüche ließ sich nicht aufhalten; der Geologe und Naturfreund kann den Verlust nur mit Bedauern registrieren. Er wird freilich fragen, warum dabei die wertvollsten Brüche nicht wenigstens als „Aufschlüsse“ erhalten worden sind? Einmal fehlte es dazu an den rechtlichen Voraussetzungen, die heute durch die Naturschutzgesetze gegeben sind, zum andern schöpfte die geologische Wissenschaft samt ihren Liebhabern damals aus einer solchen Fülle, daß sie die Gefahr gar nicht erkannte, bis es zu spät war.

Die aufgelassenen Steinbrüche und Mergelgruben sind aber mit der Betriebseinstellung nicht alle eingeebnet worden und damit als Aufschlüsse verlorengegangen. Viele sind mit der Stilllegung nur verlassen worden und bestehen nicht nur auf den Meßtischblättern als „ehemalige Steinbrüche“ weiter; sie gestatten wenigstens mit Teilen noch geologischen Einblick und Zugriff. Es blieben z. B. am Neckar unterhalb von Cannstatt noch Stücke der einstigen Steinbruchwände stehen; in die Umgebung einbezogen bereichern sie heute die Landschaft als „Felsen“, und von den riesigen Schilfsandsteinbrüchen der Feuerbacher Heide erhielt sich im „Tal der Rosen“ des

Killesberg-Parks wenigstens eine lange Wand mit interessantem Schichtgefüge. Diese ermöglichte in jüngster Zeit Untersuchungen von größter Bedeutung, die ohne diese Konservierung nicht hätten durchgeführt werden können (P. Wurster 1958). Ähnlich bilden viele andere alte Steinbrüche noch begrenzte Aufschlüsse. Über das Geologische hinaus kommt hinzu, daß die verlassenen Steinbrüche mit der Stilllegung gewissermaßen an die Natur zurückgefallen sind. Sie wurden auf diese Weise zu „Naturinseln“ unserer Kulturlandschaft, sei es im Wirtschaftswald, sei es am Rande der „bereinigten“ Weinberge oder Feldflur. Strahlend öffnen sich auf den Lockerböden der Abraumhalden der verlassenen Steinbrüche im ersten Frühjahr die goldgelben Blütenköpfe des Huf-lattichs; mancherlei Kätzchen-Weiden, Wildrosen, Weißdorn und andere Sträucher siedeln sich auf den Halden zu natürlichen Vogelschutzgehölzen an. Wir müßten sie schaffen, wenn sie auf diese Weise nicht schon vorhanden wären. Und die Menschen? Abgesehen von den rein wirtschaftlich Denkenden haben sie eine überraschende Liebe zu diesen verwilderten Steinbrüchen; sie suchen sie auf Ihren Spaziergängen



2. Schematisches Profil des Steinbruchs. Erläuterungen: mo 2 = oberer Hauptmuschelkalk, ku 1 = unterer Lettenkeuper, ku 2 = Sandstein des mittleren Lettenkeupers. Abwärtspeil = Bewegungsrichtung der abgesunkenen Grabenscholle, Aufwärtspeil = scheinbare Gegenbewegung in „Umkehr des Reliefs“

auf und die Kinder finden hier ein abenteuerliches Tummelfeld. Natürlich führt nur wenige eigentliches geologisches Interesse in die alten Aufschlüsse; vielmehr zieht sie die „Romantik“ des Orts an, mit den als Felsen empfundenen bemoosten Steinbruchwänden, den abgestürzten Blöcken, den gähnenden Fuchslöchern und dem Gewirr der Hohlwege und der von Gesträuch und Baumwuchs bedeckten Hügel. Es offenbart sich hier eine Art Heimweh des Kulturmenschen nach der Wildnis, und es gehört zu den tiefsten Überzeugungen des Naturschutzes und der Landschaftspflege, daß derartige Inseln ursprünglicher oder wiedergewonnener Natur sowohl biologisch für die Landschaft selbst wie seelisch für den Menschen um so mehr bedeuten, je mehr die freie Landschaft von allen Erinnerungen an die ursprüngliche Natur „gesäubert“ wird.

Gerade diese verlassenen Steinbrüche sind nun seit etwa 10 Jahren in ihrer Gesamtheit gleichermaßen als „Aufschlüsse“ wie als „Naturinseln“ ungleich stärker und radikaler bedroht, als durch die wirtschaftlich bedingte bloße Stilllegung in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Es ist die Verfüllung mit Abfällen, mit dem sogenannten Müll, die zur restlosen Auslöschung der verbliebenen Steinbruchreste führen wird. Wohl ist immer schon Schutt und Unrat in verlassenem Steinbrüchen abgeladen worden, und

jedem Geologen ist die Nachbarschaft alter Kochhöfen, Eimer und ähnlicher Metallgegenstände beim Arbeiten in alten Steinbrüchen vertraut. Aber es wurden in der Regel doch nur Einzelstücke im Vorbeifahren in die Brüche geworfen, wenn diese am Wege lagen. Heute suchen vor allem die Städte, die in ihrem ungeheuer angewachsenen Müll geradezu ertrinken, systematisch im weiten Umkreis nach alten Steinbrüchen und Gruben, um sie in kürzester Zeit bis zum Rand mit ihrem Zivilisationsabfall aufzufüllen. Bei den kleinen Gemeinden ist es nicht viel anders; auch sie brauchen nun Müllabfuhr und Müllplätze, die sie früher gar nicht gekannt haben. So werden konsequent im ganzen Land nach und nach alle einstigen Steinbrüche, Mergelgruben, Hohlwege durch Müll eingeebnet; ähnlich verschwinden die Vogelparadiese der Kiesgrubenseen des Neckartals im Klärschlamm. In ihrer nicht zu bezweifelnden Not greifen dabei die Städte weit ins flache Land hinaus. Sie zahlen für die Erlaubnis, ihren Müll abladen zu dürfen, beträchtliche Beträge und rechnen es sich sogar manchmal als Verdienst an, daß durch ihre Auffüllung aus „Ödland“ anpflanzbares Kulturland geschaffen würde. Sie ahnen gar nicht, daß die Erhaltung wenigstens mancher dieser alten Steinbrüche sowohl in deren Eigenschaft als „Aufschlüsse“ wie als „Naturinseln“ wichtiger sein kann als die Schaffung

fragwürdigen neuen Kulturlandes. Groteskerweise lassen sich die Gemeinden auf der Suche nach neuen Auffüllungsmöglichkeiten in alten Steinbrüchen mitunter sogar von Geologen beraten; wodurch dann diese mittelbar dazu helfen, den Ast abzusägen, auf dem sie selbst sitzen . . .

Ein erschütterndes Beispiel für den Untergang eines in mehrfacher Hinsicht wertvollen Aufschlusses im Müll bietet zur Zeit der ehemals Hofmann'sche Muschelkalkbruch „In der Loh“, an der Schozach, unterhalb von Talheim. Die Aufnahme (Bild 1) stammt aus dem Jahr 1950; heute ist der Bruch schon zur Hälfte verfüllt, nur die einstige Abbruchwand im Hintergrund ist augenblicklich noch frei (März 1963). Zunächst zeigt der Steinbruch ein durchgehendes Schicht-Profil vom Oberen Hauptmuschelkalk bis in den Mittleren Lettenkeuper, wie es in solcher Vollständigkeit und Klarheit kaum sonst im Lande zu sehen ist (die weichen, technisch wertlosen Lettenkeuper-Schichten sind nur selten erschlossen). Der Gegensatz zwischen den grauen Kalkablagerungen des Muschelkalk-Meeres und den bunten brackisch-limnischen, terrestrisch beeinflussten Sedimenten der folgenden Lettenkohlezeit kommt prachtvoll heraus. Zusätzlich enthält das Profil des Bruchs in modellhafter Schärfe eine durch nachträgliches Absinken von Schichtteilen erzeugte „tektonische Störung“ in Form eines Graben-Einbruchs, dessen Stirnwand dem Beschauer zugekehrt ist. Da man derartige Brüche der Erdrinde nur ausnahmsweise unmittelbar sehen kann, hätte allein schon dieser Grabenbruch die Erhaltung des Aufschlusses verlangt.

Sah man vor der Verfüllung in den Steinbruch hinein (Bild 1), so stand rechts an der Einfahrt die mauerartig gebankte Wand des Oberen Hauptmuschelkalks, der gerade hier schöne Stücke der für diesen Horizont bezeichnenden dicken Knoten-Ceratten und großen Scheiben-Ceratiten geliefert hat. Links im Hintergrund sind auf Bild 1 über denselben Muschelkalkschichten die bunten Tonmergel- und Dolomitbänder des unteren Lettenkeupers zu erkennen; von unten nach oben: Vitriolschiefer, Blaubank, Untere Dolomite, Estherien-Schiefer. Damit schließt an dieser Stelle des Steinbruchs der Lettenkeuper unter dem Verwitterungsboden ab.

Der Grabenbruch beherrscht die Mitte des Bildes. Auch in dem Graben fallen die bunten Streifen der Lettenkeuper-Schichten als erstes in die Augen; sie schließen aber nicht in gleicher Höhe an die entsprechenden Bänder auf der linken Seite an, sondern

liegen etwa 3 m tiefer. Um diesen Betrag (Sprunghöhe) ist die von Verwerfungen umgrenzte Scholle grabenförmig abgesunken (Abwärts-Pfeil Bild 2). Durch die tiefere Lage erhielt sich in dem Graben über den Lettenkohle-Bändern ein weiteres Schichtglied des Lettenkeupers, der Lettenkohle-Hauptsandstein, der links und rechts (auf Bild 1 und 2 verdeckt) fehlt. Er ist links und rechts abgetragen, während er im Graben vor Abtragung bewahrt blieb. Es liegt die bekannte Erscheinung vor, daß ursprünglich höher gelegene und sonst in der Umgebung der Abtragung verfallene Schichten, da von der Abtragung verschont wurden, wo sie in eine „tektonisch tiefe Lage“ geraten sind. Zugleich deutet sich in dem Talheimer Grabenbruch ein zweiter erdgeschichtlicher Vorgang an, die sog. Umkehr des Reliefs. Der Oberand der Grabenfüllung ist in Wirklichkeit schwach emporgewölbt; fotografisch ließ sich dies nicht fassen, auf Bild 2 ist die Emporwölbung überhöht wiedergegeben. Der zunächst durch die Abwärtsversenkung in tiefer Lage erhaltene härtere Sandstein ku 2 wird von der allgemeinen Abtragung an der Erdoberfläche weniger angegriffen als die seitlich an ihn anstoßenden weichen unteren Lettenkeuperschichten ku 1. Dadurch wächst der Sandstein der Grabenfüllung scheinbar nach oben heraus (Aufrecht-Pfeil von Bild 2). Tatsächlich bleibt der Sandstein stehen, während seine Umgebung erniedrigt wird. Das Endergebnis dieser hier nur im Anfangsstadium vorliegenden Entwicklung bildet die vollständige „Umkehr des Reliefs“: Aus einem ursprünglichen Graben wird eine morphologische Kuppe. Der Muschelkalkbruch bei Talheim zeigt diesen in der Morphologie unseres Landes mehrfach vorkommenden geologischen Vorgang (z. B. Stromberghöhenzüge in der Stromberg-Mulde) in einem embryonalen Kleinmodell.

Vor dem Jahr 1950 war von dem Grabenbruch nichts zu sehen. Die Bänder des unteren Lettenkeupers liefen ungestört über die ganze Breite des Steinbruchs hinweg; Sandstein gab es in dem Aufschluß nicht. Da stürzten an einem Juni-Sonntag unangekündigt mit donnerndem Knall mehrere tausend cbm Gestein auf die Sohle des Bruchs nieder und erschien völlig unerwartet die quere Stirnwand des ungefähr östlich streichenden Grabeneinbruchs. Wären die Steinmassen an einem Arbeitstag niedergegangen, hätte es ein furchtbares Unglück gegeben. Eine Schuld hätte niemand zugemessen werden können; obwohl der Bruch auch sonst Störungen aufwies (Flexur bei Pfeiffer & Heubach, 1930, Abb. 58), ließ sich nicht voraussehen, daß hinter der normalen



3. Verlehmter Mylonit der Spaltenfüllung der Stirnwand des Grabeneinbruchs

Steinbruchwand die parallele Stirn eines tektonischen Grabens verborgen war.

Der Sprung zwischen der vorgeblendeten, normalen Gesteinswand und der dahinterliegenden abgesunkenen Scholle klappte als Spalte; darauf weisen Dezimeter-starke zusammengepreßte Stücke sog. Reibungsbreccien oder „Mylonite“ hin, die sich in der abgestürzten Gesteinsmasse fanden (Bild 3). Die bezeichnend kantigen Stücke dieses Trümmergesteins waren mit von oben nachgefallenem Lehm vermischt; durch vorhergehende reichliche Niederschläge dürfte die verlehnte Spaltenfüllung zu einer schmierigen Gleitfläche geworden sein, an der die unstatische, verhältnismäßig dünne vorgeblendete Steinbruchwand von der Stirnwand der Graben-Scholle abglitt. Die Muschelkalk-Stirnwand hebt sich auf Bild 1 durch ihre helle Farbe deutlich von den links anstoßenden, stehengebliebenen Muschelkalk-Schichten ab. Bei näherer Betrachtung erscheint die Wand an vielen Stellen geglättet, ja geradezu poliert; sie trägt einen sog. Reibungsspiegel oder Harnisch mit Rutschstreifen (Bild 4). Harnisch wie Rutschstreifen sind durch den Reibungswiderstand zwischen der absinkenden Grabenscholle und dem stehenbleibenden Gestein erzeugt worden.

Welchen Kräften oder Umständen verdankt dieser

reizvolle kleine Grabenbruch seine Entstehung? Entweder handelt es sich um sog. Salz-Tektonik, bei der Schichtteile durch die Weglösung des im Untergrund liegenden Steinsalzes des Mittleren Muschelkalks nach unten sackten, oder um durch weiträumige Spannungen und Bewegungen der Gesteinsrinde hervorgerufene echte Tektonik. Aus Bohrungen ist bekannt, daß in der Umgebung von Talheim keine geschlossenen Salzlager des Mittleren Muschelkalks mehr vorhanden sind. Das einst sicher vorhanden gewesene Steinsalz muß hier schon vor geraumer Zeit aufgelöst und weggeführt worden sein. So wäre wohl Salz-Tektonik an sich durchaus möglich. Aber diese zeigt in der Regel mehr Verstärkungsformen und keine so scharfen Sprünge wie dieser Grabenbruch. So wird die Talheimer Modell-Verwerfung wohl eher mit den großen Bewegungen in Beziehung zu bringen sein, die vom späten Tertiär an das Schichtstufenland um den mittleren Neckar durch weitgreifende Hebungen und Senkung in Mulden und Sättel aufgegliedert haben. Im besonderen wird der Talheimer Grabenbruch mit der großen Heilbronner Mulde zusammenzubringen sein, an deren Südrand der Steinbruch liegt. Die Bewegungen, die zur Bildung der Heilbronner Mulde geführt haben, reichen mit Sicherheit noch ziemlich weit in die Eis-



4. Fragment der geglätteten und gekritzten Stirnwand der Grabenscholle (1 × 1)

zeit hinein (Pfeiffer & Heubach 1929). Der kleine Talheimer Grabenbruch dürfte aber aus verschiedenen Gründen (z. B. nach dem Maß der inzwischen erfolgten Abtragung des einst seitlich vorhanden gewesenen Sandsteins) ins Tertiär zurückzudatieren sein und damit ein Alter von mindestens 1 Million Jahren haben.

Das gezeichnete Porträt des Muschelkalk-Bruchs „In der Loh“ bei Talheim ist weitgehend ein Nachruf. Im Augenblick ist zwar die hintere Bruchwand noch nicht angefüllt; auch sind Bemühungen im Gang, wenigstens den oberen Teil der Steinbruchwand mit dem eingesunkenen Lettenkeuper und etwa 2 Metern Muschelkalk zu erhalten und später als „Naturdenkmal“ in das aufgefüllte und bepflanzte Gelände einzubauen. Rechtzeitige vollständige Sicherung des Aufschlusses war nicht möglich, da der durch den Sandsteineinbruch unrentabel gewordene Schotterbruch plötzlich als Auffüllplatz verkauft wurde und der Nutznießer schon solche materiellen Vorleistungen aufgewandt hat, daß eine nachträgliche Sicherstellung nicht mehr möglich war.

Das Beispiel des Untergangs dieses erhaltenswerten Aufschlusses soll aber auch die grundsätzliche Frage der Vermüllung unserer Landschaft ins Licht stellen. Die Not der Städte und Gemeinden, ihren Abfall unterzubringen, ist nicht zu bezweifeln. Aber hat die planlose Verkleckerei der ganzen Landschaft mit kleinen Auffüllungen, wo sich gerade Gelegenheit dazu bietet, auf die Dauer überhaupt einen

Sinn? Sie bedeutet nur eine Verlegenheitslösung; mit Sicherheit werden in wenigen Jahren alle erreichbaren „naturgegebenen“ Auffüllplätze, d. h. Steinbrüche usw., zugefüllt sein. Nachdem dann nicht wiedergutzumachender Schaden angerichtet ist, wird man doch gezwungen sein, nach andern planmäßigen Lösungen zu suchen. Die von einzelnen großen Städten vorgesehenen kostspieligen Müllverbrennungsanlagen (bei denen im übrigen auch beträchtliche Aschenmengen anfallen werden) sind noch in weiter Ferne, und die vorbildlichen, interessanten Müll-Kompostierungsanlagen (z. B. des Zementwerks Blaubeuren und der Stadt Heidelberg) dürften im ganzen mengenmäßig keine entscheidende Entlastung bringen. Solange der Müll aber weiter in der Landschaft untergebracht werden muß, scheint es richtiger, systematisch große zentrale Müllablagungsplätze zu schaffen, statt planlos und letztlich kurzfristig und kurzfristig nur nach Gelegenheiten zur Unterbringung geringer Müllmassen in alten Steinbrüchen und Mergelgruben zu suchen. Die zentralen Müllplätze müßten von vornherein in solchen Dimensionen geplant werden, daß große Städte oder Gemeindeverbände jahrzehntelang ihre Hunderttausende cbm Müll (um solche Massen handelt es sich!) an der Stelle ablagern könnten. Zu denken wäre etwa an sorgsam von Geologen (Grundwasser!) und vom Landschaftsschutz ausgesuchte langgestreckte Trockentäler, die mit fortschreitender Verfüllung Zug um Zug wieder anzupflanzen, in der Regel wohl aufzuforsten wären. Selbstverständ-

lich würde ein solcher Großauffüllplatz zunächst einen schweren Eingriff in die Landschaft darstellen, durch voranschauende Planung müßte aber als Endziel eine befriedigende Neugestaltung der Landschaft gesichert werden.

Solange die Müllverbrennungsanlagen und die Großauffüllplätze aber noch fehlen, muß Gewähr gegeben sein, daß wenigstens die geologisch, historisch oder auch rein landschaftlich wertvollsten Steinbrüche in ihrer Eigenschaft als „Aufschlüsse“ und als „Naturinseln“ vor dem Untergang im Müll bewahrt bleiben. Ein systematisches Inventar der noch vorhandenen Aufschlüsse fehlt leider. So muß von Fall zu Fall entschieden werden, welche Aufschlüsse unbedingt erhalten werden sollten. Es ist Aufgabe der zuständigen Geologen und der Kreisbeauftragten für Naturschutz, die Auswahl zu treffen und die Aufschlüsse (wie dies in einzelnen Fällen auch schon früher geschehen ist) als „Naturdenkmale“ sicherzustellen. Daß viele geologische Naturdenkmale erfahrungsgemäß sehr vergänglich sind, darf davon nicht abhalten; auch botanische Naturdenkmale (alte Bäume) sind vergänglich. Zudem lassen sich verfallene geologische Aufschlüsse wieder öffnen. Die

gesetzliche Sicherung ist vorsorglich aber auch bei Steinbrüchen notwendig, die etwa durch versteckte Lage heute noch ungefährdet erscheinen; sie muß vor allem durchgeführt sein, bevor Gefahr droht, d. h. bevor ein Müllinteressent einem Steinbruchbesitzer oder einem Gemeinderat einen hohen Betrag für die Benützung des Bruchs als Müllgrube geboten hat. . .

Der Nekrolog für den Muschelkalkbruch von Talheim ist schließlich als Dokumentation geschrieben. Wenn schon der Aufschluß als solcher nicht gerettet werden kann, so soll er wenigstens in Bild und Beschreibung festgehalten und überliefert sein.

Schriften: Bader, E.: Stuttgarter Bergwerk- und Steinbruchbetriebe in alter Zeit. Veröff. Archiv Stadt Stuttgart, H. 5, 1939. – Engel, Th.: Geognostischer Wegweiser durch Württemberg, Stuttgart 1908. – Linck, O.: Steinbruch und Aufschluß in doppelter Sicht des Naturschutzes. Veröffentl. Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg, H. 24, 1956. – Schwenkel, H.: Grundzüge der Landschaftspflege, Stuttgart 1938. – Kolb, R.: Steinbruch und Naturdenkmal. Veröff. Staatl. Stelle f. Naturschutz, Württ. Landesamt f. Denkmalpflege, H. 6, 1930. – Würster, P.: Schüttung des Schilfsandsteins im mittleren Württemberg. N. Jb. Geol. Paläontol. 1958. – Pfeiffer u. Heubach: Geologie von Heilbronn. Öhringen 1930.

Ein vergessenes Kunsthandwerk wiederentdeckt und wieder vergessen!

– Vom Leben meines Vaters –

Von Otto Feucht

Als 1896 das neue Landesgewerbemuseum eröffnet wurde, damals der Stolz der Stadt und des Landes, da war damit eine große Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe verbunden, der erste Teil in der Gewerbehalle und im Stadtgarten, der zweite im neuen Museum selbst. In seinem Überblick über den letzteren schrieb der „Staatsanzeiger für Württemberg“ u. a.: „Endlich aber eine Spezialität unserer Ausstellung, die man ohne Übertreibung ein europäisches Unikum nennen darf: *Albert Feuchts Leder schnittarbeiten* auf der Galerie der König-Karls-Halle. Hier ist ein langvergessener Zweig des Kunstgewerbes, und zwar einer der edelsten, von einem einzelnen Manne auf eine künstlerische Höhe gebracht, daß

die besten alten Muster in gediegener Arbeit erreicht, in Kühnheit und Großartigkeit der Entwürfe wohl gar übertroffen scheinen. Württemberg darf stolz sein, solche Meister zu besitzen.“

Wie kam nun mein Vater zu dieser seiner Lebensarbeit? Wie hat er angefangen, wie hat er weiter gemacht? Und wie habe ich selbst diesen Werdegang miterlebt? Davon soll hier erzählt werden.

Daß der Platz bei der Kirche des heiligen Leonhard, des Schutzpatrons der Pferde und Fuhrwerke, der Sammelpunkt aller Botenfuhrwerke gewesen ist, die regelmäßig in die Haupt- und Residenzstadt kamen, daran können sich heute nur noch die ältesten Stuttgarter aus eigenem Erleben erinnern. Dorthin, wo es

Arbeit für ihn gab, zog es den Wagnergesellen Johannes Feucht, als er am 30. Januar 1755 das Stuttgarter Bürgerrecht erwarb, wofür er 40 Gulden Bürgergeld zu entrichten und zwei Feuereimer zu beschaffen hatte, und „in die Stadtreuterkompagnie enrollieret“ wurde. Er kam aus Heimerdingen, wo seine – und damit auch meine – Vorfahren mindestens seit 1367 als Bürger und Wagner ansässig waren. Als er, der Wagnerobermeister, 1798 starb, führte sein Sohn Johann Georg die Arbeit im eigenen Hause, Leonhardsplatz 14, weiter, das noch 1942, leicht verändert, zu sehen war. Aber schon Ende 1809 sah sich die Witwe allein mit drei Töchtern, zu denen kurz nach des Vaters Tod noch der Sohn Heinrich hinzukam (1810). Der war ein schwächliches Kind, dem die Entbehrungen der Jugend zeitlebens nachgingen. Aber er war gut in der Schule, seinen Lehrern gelang es, Gönner zu finden, die ihm den Weg ins Gymnasium und zum Studium im Tübinger Stift eröffneten. Verheiratet mit Friederike Jäger, wurde er mein Großvater; auf seiner ersten Pfarrei in Hochdorf bei Waiblingen kam am 13. September 1846 mein Vater zur Welt, als zweites von drei Geschwistern.

Zunächst von seinem Vater und dessen Vikaren unterrichtet, ging er in die Lateinschule nach Göggingen, als der Vater nach Pfaffenhofen versetzt worden war. Aber es trieb ihn nicht zum Studium, wie seinen Bruder, sein dringender Wunsch, ein Handwerk erlernen zu dürfen, wohin ihn Neigung und Geschicklichkeit wiesen, fand Erfüllung. Die Lehre in Stuttgart bei einem Optiker und Feinmechaniker bekam ihm nicht gut. Seine Augen zeigten sich als zu schwach. So wechselte er über zur „Portefeullerie“, und das zeigte sich als richtig. Sein Vorarbeiter, der in eine große Firma in Wien eingetreten war, holte ihn nach Schluß der Lehrzeit dorthin. Und jetzt war er am rechten Platz. Bald schon wurde er zum Entwerfen neuer Muster herangezogen, die freie Zeit benützte er zur Weiterbildung im Zeichnen und Modellieren, zum Besuch von Vorträgen und Museen. Die mitgebrachten Empfehlungsbriefe gab er nicht ab, er wollte keine fremde Hilfe. Die Weltausstellung 1873 brachte reiche Anregung. Die Kunstgewerbeschule nahm ihn als Hospitanten auf. In den Museen wurde er auf die alten Lederschnittarbeiten aufmerksam und er begann, sich auf eigene Faust in dieser verschollenen Technik zu versuchen.

Der Grundgedanke der „Lederplastik“, wie sie auch genannt wurde, ist einfach. Es geht darum, eine auf Leder übertragene Zeichnung in dieses einzuschneiden, die Schnitte zu verbreitern, sodann die zu er-

höhenden Flächen von der Rückseite her hochzutreiben, die zu vertiefenden Teile von oben niederzudrücken, und allenfalls durch Einstanzen von Punzen oder Auflegen von Blattgold und ähnlichem flächige Teile zu beleben.

Mit dem älteren Freunde zusammen kehrte er 1875 nach Stuttgart zurück, wo sich Gelegenheit bot, ein großes Portefeulleriegeschäft gemeinsam mit weiteren Teilhabern zu übernehmen. Als aber der ursprüngliche Plan sich nicht durchführen ließ, entschloß er sich, zurückzutreten und ganz auf Lederschneiden und -treiben sein Leben aufzubauen.

Inzwischen hatte er die Lebensgefährtin gefunden in Marie Großkopf, deren elterliche Konditorei in Heilbronn sehr bekannt war. Aber nicht etwa in dieser kamen die beiden zusammen. Von einem Besuch bei ihrer Schwester in Calmbach fuhr sie gemeinsam mit dem Schwager, Pfarrer Wölffle, mit der Bahn nach Heilbronn zurück. Beim Umsteigen in Bietigheim kamen die beiden im nachtdunkeln Abteil gegenüber einem Herrn zu sitzen, der sie musterte und vor sich hinsagte „Kochfleisch g'holt? Kochfleisch g'holt?“ Wölffle, der das Zitat aus Uhlands „Döffinger Schlacht“ sofort erfaßte, erkannte seinen Altersgenossen, Pfarrer Schumann in Bonfeld. Dieser machte sich wohl seine Gedanken, er ließ sich in die Familie Großkopf einführen und das Ergebnis war, daß auf einem vereinbarten Spaziergang, zu dem Schumann den Bruder seiner Frau mitbrachte, eben meinen Vater, die Tochter Marie ihren Vorsatz, keine Geschäftsfrau werden zu wollen, völlig vergaß. Eine bescheidene Wohnung fand sich am Hospitalplatz im 4. Stock, und dort bin ich am 19. Februar 1879 ins Leben getreten.

Der Aufbau des eigenen Geschäfts machte bald eine größere Wohnung nötig, im Hause Calwer Straße 4 nahm der 1. Stock Wohnung, Arbeits- und Verkaufsraum auf, nach wenigen Jahren kam der 2. Stock hinzu. Albert Feucht hatte das Glück, für seine „*kunstgewerbliche Werkstätte für geschnittene und getriebene Lederarbeiten*“ zwei Arbeiter zu finden, deren einer 20 Jahre bei ihm blieb, während der andere bis zuletzt aushielt und sodann die Weiterführung des Geschäfts übernahm.

Schon 1881 bot die Landesgewerbeausstellung in der soeben fertiggestellten Gewerbehalle (am Platz der heutigen Hochschulbibliothek) Gelegenheit, an die Öffentlichkeit zu treten. Die neue Arbeit erregte Aufsehen, so daß die Ehrengabe für den Präsidenten der Ausstellung nach deren Schluß „in der neuen Art von Feucht“ gefertigt wurde. Es war ein großes Al-

bum mit vielen Bildern, so gewichtig, daß es bei der Übergabe durch einen Vorstandsherrn zu Boden fiel und schwer beschädigt wurde! Aber die Arbeitsweise fand Gefallen, führende Männer der Wirtschaft vermittelten Bestellungen und Absatz, so daß sich bald wertvolle Beziehungen zum In- und Ausland ergaben. Prinzessin Katharina, die Mutter des letzten Königs, zeigte sich sehr angesprochen, sie liebte es, aufstrebende Talente zu fördern, und so wurde Vater bald auch zu König Karl und Königin Olga gerufen, um Bestellungen entgegenzunehmen. Gerade die Königin bewies ihm feines Verständnis für die Eigenart seines Schaffens.

Aber der Absatz in Stuttgart reichte nicht aus, so galt es, durch Reisen weitere Abnehmer zu suchen. Groß war die Freude, als schon die erste Reise nach Wien größere Bestellungen eines der ersten Kunstgewerbehäuser eintrug. Als er in Berlin einem neu gegründeten Hause seine Muster vorlegte, da fanden sie zwar ebenfalls Anerkennung, der Inhaber meinte aber doch, er könne etwas noch schöneres zeigen, das er soeben in London gekauft habe, so etwas werde wohl auch Feucht noch nie gesehen haben. Er brachte das Stück, das Vater sofort als seine eigene Arbeit erkannte! Große Überraschung und ungläubiger Zweifel! Aber das Stempelzeichen, das Vater sich erdacht hatte, lieferte den Beweis und große Bestellungen mit dauerndem Absatz waren die Folge, solange die Firma bestand. „Aber alles muß Ihre Marke tragen!“

Damit war Vater auch in der Reichshauptstadt erfolgreich mit Hulbe in Hamburg in Wettbewerb getreten, der, wie sich herausstellte, ziemlich gleichzeitig ebenfalls die Lederschnittarbeit begonnen hatte. Aber während dieser bald auch das maschinelle Verfahren des Lederpressens zu vervollkommen suchte und auf solcher Grundlage sein Geschäft ins Große ausbauen konnte, wollte Vater vom mechanischen Pressen nichts wissen. Sein Stolz war und blieb die künstlerische Handarbeit vom Entwurf bis zur Fertigstellung. Er wollte möglichst alle Teile des Arbeitsgangs selbst beherrschen, zugleich Handwerker sein und Künstler. Die Buchbinderarbeit hatte er schon in der Jugend geübt, jetzt lernte er auch den Buchschnitt, die Vergoldung und Bemalung des Leders, die Ausführung von Schriften und schließlich noch das Ätzen der Metallecken und Buchbeschläge. Da er Entwurf und Zeichnung am liebsten selbst ausführte, konnte er weitgehend auf persönliche Wünsche des Bestellers Rücksicht nehmen. Mutter, die keine Geschäftsfrau hatte werden wollen, hatte alle Hände voll zu tun,

denn nicht nur die Abfertigung der Besucher im Verkaufszimmer war ihre Sache, sondern auch alle Näharbeit an dem oft recht widerspenstigen Leder und der gesamte schriftliche Verkehr einschließlich der Buchführung, und vor allem galt es zu rechnen und wieder zu rechnen, um ohne Verlust durchzukommen.

Aber die Mühe lohnte sich, der Ruf der Firma war bald gesichert, und beim großen Kostümfest des Kunstgewerbevereins 1886 konnte Vater es sich leisten, im „Festzug der Nürnberger Künstler zur Einholung Kaiser Maximilians“ als „Lederer“ aufzutreten, samt seinen Mitarbeitern, die Erzeugnisse der Werkstatt trugen.

Die Stärke des Betriebes lag in der Möglichkeit, einmalige Stücke zu besonderen Zwecken zu schaffen. Das führte dazu, daß die Verwendung von Wappen gepflegt wurde, zumal die Heraldik Vater besondere Freude machte. Schließlich gehörte es zum guten Ton, zur Fertigung von Ehrengaben, für die Mappen von Festschriften und Urkunden, die Werkstatt von Albert Feucht heranzuziehen. Zum Regierungsjubiläum 1889 kamen über zwanzig Ehrengaben für das Königspaar aus seiner Hand, solche der Landesuniversität, der Technischen Hochschule, der Baugewerbeschule, der Kunstgewerbeschule, des Kunstvereins und Ingenieurvereins, der Stadt Stuttgart, der beiden Kammern und der Bibelanstalt. Auch an Ehrungen Vaters durch Vereine, Fachzeitschriften und bei Ausstellungen fehlte es nicht.

So schien alles in gutem Fluß, als plötzlich das Haus verkauft wurde und der neue Besitzer die Kündigung aussprach. Damit waren all die recht erheblichen Bauaufwendungen der letzten Jahre umsonst. Neue geeignete Räume in günstiger Lage zu finden, ohne die nämliche Gefahr zu laufen, zeigte sich als unmöglich, und so reifte der schwere Entschluß zum Kauf des eigenen Hauses Gymnasiumstraße 37, das soeben neu gebaut war. Im März 1890 bezogen wir die Räume im Erd- und Untergeschoß mit Laden, Werkstatt und Lager, in den ersten Stock kam die Wohnung samt dem Zeichenzimmer, die anderen Stockwerke wurden vermietet. Ein dritter Arbeiter wurde eingestellt, dazu ein Lehrling, später folgten noch zwei weibliche Hilfskräfte. Mutter erhielt neben der Köchin noch eine „Stütze“, die auch im Laden aushelfen und sich um uns Kinder kümmern mußte, zumal um meinen 1886 geborenen Bruder. Denn der Mutter wuchs die Arbeit über den Kopf. Nur ein Beispiel: An einem Tage, der einigermaßen Ruhe zu versprechen schien, war sie in der Dachkammer mit Aufräumen und Säubern beschäftigt, als sie plötzlich

nach unten gerufen wurde, da Königin Charlotte ihren Besuch ansagen ließ. Mit knapper Not und in größter Hast gelang es ihr gerade noch, sich „ins Schwarzseidene zu werfen“ und schon stand die Königin im Laden. Solche Besuche von Mitgliedern des Königshauses waren nicht selten, aber meist wurden sie rechtzeitig angesagt.

Zur Erholung strebte Vater sooft als eben möglich an die frische Luft; war es abends auf eine der Höhen um die Stadt, war es sonntags zu größeren Wanderungen, bei denen ich ihn schon von früh auf begleitete. Seine liebste Ausspannung aber fand er in den Bergen, die er schon von Wien aus schätzen gelernt hatte, und es war ein schwerer Schlag für ihn, als ihm der Arzt alles Hochgebirge seines Herzens wegen verbieten mußte. Wohin nun aber im Sommer? Da schickte ihn der Arzt nach Helgoland, das soeben deutsch geworden war, und im Jahr darauf nach Rügen. An dem Versagen des Herzens waren Sorgen schuld, wie sie im Geschäftsleben nicht ausbleiben konnten, vor allem aber körperliche Überarbeitung! Und gerade jetzt galt es, sich auf die große Kunstgewerbeausstellung vorzubereiten, von der eingangs die Rede gewesen ist.

In den „Ausstellungsnachrichten Nr. 29“ vom 11. August 1896 lesen wir darüber von dem als Zeichner und Publizisten bekannten Max Bach (mit 4 Abbildungen): „Die Ausstellung Feucht ist einzig in ihrer Art und gehört zum Besten und Interessantesten, was die Ausstellung überhaupt bietet. Unser Blick fällt zunächst auf einen großen Wandbehang, ein Stück, wie es wohl selten gesehen wird und seinesgleichen sucht. Der Künstler stellte sich zur Aufgabe, ein Turnier darzustellen und wählte dazu – nach Entwurf des Historienmalers Closs – mit Recht ein solches, das eine möglichst reiche Entfaltung heraldischer Pracht gestattete: ‚In solcher Gestalt hat Graf Eberhard der Ältere von Wirtemberg zu Trier turnieret wider Veiten von Rechberg vor Kaiser Friedrich am 7. Oktober 1473‘. Die beiden Gegner in voller Waffenrüstung mit ihren heraldischen Abzeichen rennen aufeinander, die Wappendecken der Streitmasse sind lebhaft bewegt, die silbernen Rüstungen schillern und blitzen, jede Linie, jede Bewegung und Modellierung ist durch und durch ächt, als ob alles eben erst aus der Hand eines mittelalterlichen Künstlers geflossen wäre. In der Mitte ist der Doppeladler des Deutschen Reiches angeordnet und oben sieht man die Wappen der vornehmsten damals zu Wirtemberg gehörigen Städte und Herrschaften, nämlich Brackenheim, Herrenberg, Tübingen, Urach,

Calw, Achalm und Grafschaft Urach; links das Wappen von Trier. – Darunter ist ein kleineres Stück angebracht, ein Rücklaken mit den Wappen unserer gegenwärtigen Königsfamilie, gehalten von einer Dame in mittelalterlicher Tracht, und dem Wahlspruch ‚Furchtlos und treu‘. Trefflich ist auch eine Türe, welche den Eingang zum Atelier des Meisters bildet, dieselbe enthält in reutenförmiger Anordnung die Wappenbilder des württembergischen Hauses, Hirsch und Löwe. Außerdem sieht man noch andere heraldische Prachtstücke; Rundschild mit den Wappen der von Reischach und von Gaisberg, ferner eine Anzahl reich geschnittener Albumdecken, worunter das Album, welches die Angestellten der Straßenbahn dem Prinzen von Sachsen-Weimar gewidmet haben und dasjenige für den scheidenden kommandierenden General des württembergischen Armeekorps, von Wölkern, und kleinere Sachen aller Art. Dann Sitzmöbel, Ofen- und Wandschirme, ein Antependium für die Kirche in Urach u. a. m.“

Der Andrang der Besucher wurde so groß, daß während der Hauptstunden eine eigene Vertretung aufgestellt werden mußte, die auch ich zeitweilig übernahm, soweit die Schule dies zuließ. Aber die Überanstrengung Vaters war schließlich so stark, daß er 1897 für längere Zeit ein Sanatorium aufsuchen mußte. Die Ausstellung brachte ihm die große goldene Medaille, mehrere Stücke, auch der große Wandbehang, wurden für das neue Museum angekauft.

Da ich schon früh den Vater zu Handwerkern begleiten durfte, die für ihn arbeiteten, zum Buchbinder, Graveur, Schlosser und Schreiner, auch zum Ausuchen der Lederhäute in die Gerberei, so bekam ich Einblick in deren Arbeit. Ich selbst lernte mit Papparbeiten umzugehen und das Schneidemesser zu handhaben, dann mich im Schneiden und Treiben des Leders zu versuchen, auch im Punzen, so daß ich bei einfachen Arbeiten aushelfen konnte, wenn not an Mann ging. Das war vor allem in den letzten Tagen vor Weihnachten der Fall, wenn es galt, die vielen Bestellungen noch rechtzeitig abzuliefern, bei deren Austragen ich schon in jungen Jahren allerlei Erfahrungen sammeln konnte, während überall schon die Kerzen leuchteten. Wir selbst konnten das Fest immer erst am Christmorgen begehen, nachdem die Mutter oft noch in später Nachtstunde die nötigsten Einkäufe hatte abschließen können. Ein Ladenschlußgesetz gab es ja noch nicht!

Als Vater im Herbst 1902 auf dringenden Rat des Arztes die Arbeit aufgeben und die Firma seinen Nachfolgern Strenger und Narr übergeben

mußte, da wurde der sehr harte Entschluß erleichtert durch die Erkenntnis, daß die günstigste Zeit für seine Arbeit zu Ende ging. Zwar der Wandlung des Geschmacks, der Abkehr von der Heraldik, auch dem neuen Jugendstil konnte man Rechnung tragen. An die Stelle stilisierter Formen konnte man naturalistische Motive herausarbeiten. Aber entscheidend war, daß die mechanische Pressung des Leders sich so sehr vervollkommen hatte, daß nur noch echte Kenner den Wertunterschied gegenüber der Handarbeit zu schätzen verstanden. So wurde diese immer mehr durch die viel billigere Fabrikarbeit verdrängt. Wohl war zu einmaligen Stücken die Handarbeit nach wie vor unentbehrlich, aber gerade solche Aufträge waren ganz an die Person des Mannes gebunden, dessen Kräfte zu versagen drohten! – Das war auch ein Grund, warum wir beiden Söhne bei der Berufswahl völlig freie Hand erhielten, zumal ja Vater selbst hatte frei wählen dürfen!

Er konnte zurückblicken auf 21 Jahre des Erfolgs. Mit kleinen Gegenständen beginnend, mit Brief- und Zigarrentaschen, Feuerzeughüllen und Geldbeuteln („Portemonnaies“), mit Alben, Schreibmappen und anderem mehr, hatte der Betrieb sich ausgedehnt auf allerlei Mobiliar, auf Truhen, Türfüllungen, Tapeten, Wandschirme und anderes. Wiederholt wurden zu Aussteuern dutzendweise Wappenstühle geliefert, so zur Hochzeit der Königstochter Pauline und der beiden Töchter der Herzogin Wera. Im königlichen Jagdschloß Bebenhausen zeugten Gästebuch und Gesangbuch, dazu ein Gewehrhalter, von der Arbeit Feuchts, wie auf dem Bodensee die Ledertapeten der Königsjacht und in München die eines Salonwagens des Prinzregenten. Für den deutschen Kaiser war von ihm eine Ehrengabe der Templergemeinde angefertigt worden, der Kaiser von Österreich und der König von Sachsen hatten Ehrengaben aus seiner Hand erhalten und zuletzt noch hat er die Gabe der in Spanien lebenden Deutschen zum Regierungsantritt des Königs Alfons selbst gefertigt. Die Lichtbilder all dieser und vieler anderer Arbeiten sind in dem großen Muster-

buch vereinigt, das jetzt im Stadtarchiv sich befindet. Daß die neue Firma nicht in der gleichen Art fortgeführt werden konnte, war von vornherein klar, die besondere Eigenart, die Vereinigung von Entwurf und Ausführung in allen Teilen in einer Hand, war ja ganz an die Persönlichkeit gebunden.

Aber untätig konnte Vater nicht bleiben. Er setzte seine heraldischen Studien fort und konnte schon 1905 im Landesgewerbemuseum eine kleine Schau aufbauen, in der auch Vorschläge zur damals erörterten Neugestaltung unseres Landeswappens zu sehen waren. Daneben begann er ins Gelände zu ziehen und Landschaften und Bauten zu zeichnen oder zu malen, wovon Proben heute im Stadtarchiv zu sehen sind. Als ihm das lange Gehen beschwerlich fiel und er das Gütle in der Ehrenhalde, an der heutigen Schottstraße, aufgeben mußte, weil er der Gartenarbeit nicht mehr gewachsen war, begann er Blumenstücke im Zimmer zu malen, unter der Anleitung des allbekannten Kerschensteiner. Einige wenigmal hat er noch Stücke eigenster Prägung selbst vollständig geschaffen, so insbesondere unser Haus- und Gästebuch zu unserer Hochzeit 1908.

Als er am 31. August 1918 einem Schlaganfall erlag, war dies eine Erlösung nach langen Leidenswochen. Eine kleine Gemeinde sammelte sich am 2. September zur Feuerbestattung, da füllte sich der Raum mit dem gesamten Stab samt dem Stabschef des stellvertretenden Generalkommandos, dem ich die letzten Kriegsjahre angehörte, und so „trug die Abschiedsfeier für den schlicht bürgerlichen Mann fast rein militärischen Charakter“, wie sein alter Freund aus der Wiener Zeit, Reinhold Nägele, der Vater des gleichnamigen Sohnes, in seinem Nachruf schrieb.

Seit Albert Feuchts Hingang ist die Kunst des Schneidens und Treibens von Leder, die er wiederentdeckt hatte, mehr oder weniger wieder erloschen. Aber die Erinnerung an ihn und an seine Lebensarbeit darf nicht ganz verschwinden! Sie wachzuhalten, erscheint mir Ehrenpflicht des Sohnes, der dem Vater so vieles zu danken hat!

Frühlingsfahrt nach Cleversulzbach

Von Emil Baader

Es war schon Abend, als wir, jungbelaubten Wäldern entlang, nach Cleversulzbach wanderten, dem Möriekedorf. Wir hatten uns in Neuenstadt am Kocher länger aufgehalten, als vorgesehen war. Neuenstadt ist, wenn auch Mörike selbst dort nie längere Zeit wohnte, reich an Erinnerungen an den Dichter. Nach Neuenstadt war im Jahre 1694 der junge Apotheker Bartholomäus Mörike aus Havelburg in der Mark eingewandert, hatte sich dort 1707 mit der verwitweten Frau Hof- und Stadtapotheker Auguste Marie Vischerin verheiratet und war dadurch Stammvater aller süddeutschen Mörike geworden. Sein Sohn wurde Bürgermeister des Städtchens. Ein anderer Nachkomme, der Apotheker Karl Mörike, ist Begründer des Neuenstädter „Mörike-Frauenstifts“. Klara Mörike, des Dichters Schwester, hat in diesem Stift die letzten Jahre ihres Lebens verbracht. Mörikes Tochter Fanny aber – und das war für uns die große und freudige Überraschung – lebte noch in bester Rüstigkeit im Stift. Mit ihr durften wir durch den Stiftspark wandern; mächtige Ahornbäume und Rotbuchen stehen darin; von ihr ließen wir uns von Mörike, dem innigsten aller deutschen Dichter, dem großen Lyriker deutscher Sprache, erzählen. Wir erkannten: in Fanny Hildebrand-Mörike ragte ein Stück Mörikenatur in unsere Zeit hinein. Ihr Zimmer erschien uns als eine wundersame Mörike-Gedächtnisstätte. Was gab es hier zu schauen an Mörikeerinnerungen, an Briefen, Bildern, Scherenschnitten, Büchern. Mit besonderem Stolz zeigte uns Fanny eine Töpferei von ihres Vaters Hand, in der Lorcher Zeit eigens für sie, „die liebe Fanny“, geschaffen. Die Inschrift der Schale lautet:

Wenn die Amseln wieder singen
und zum Neste fliegt der Storch,
Trinkt den Kaffee man zu sechsen
dort im Klosterwald zu Lorch.

Voller Ehrfurcht nahm ich jenes alte Liederbuch „Die Gottesharfe“ zur Hand, auf dessen letzte Seite Mörike die Unterschrift seines „Gebetes“ niederschrieb:

Herr schicke, was du willst,
ein Liebes oder Leides;
ich bin vergnügt, daß beides
aus deinen Händen quillt.

Der Besuch bei Mörikes Tochter war die beste Einstimmung für die Wanderung nach Cleversulzbach.

Das in Neuenstadt Gehörte und Geschaute ging uns durch den Sinn, und Verse Mörikes waren in uns lebendig, da plötzlich aus einem Wald blühender Obstbäume der Turm der Cleversulzbacher Dorfkirche vor uns aufragte, jener Turm, den Mörikes geliebter Turmhahn lange Zeit zierte:

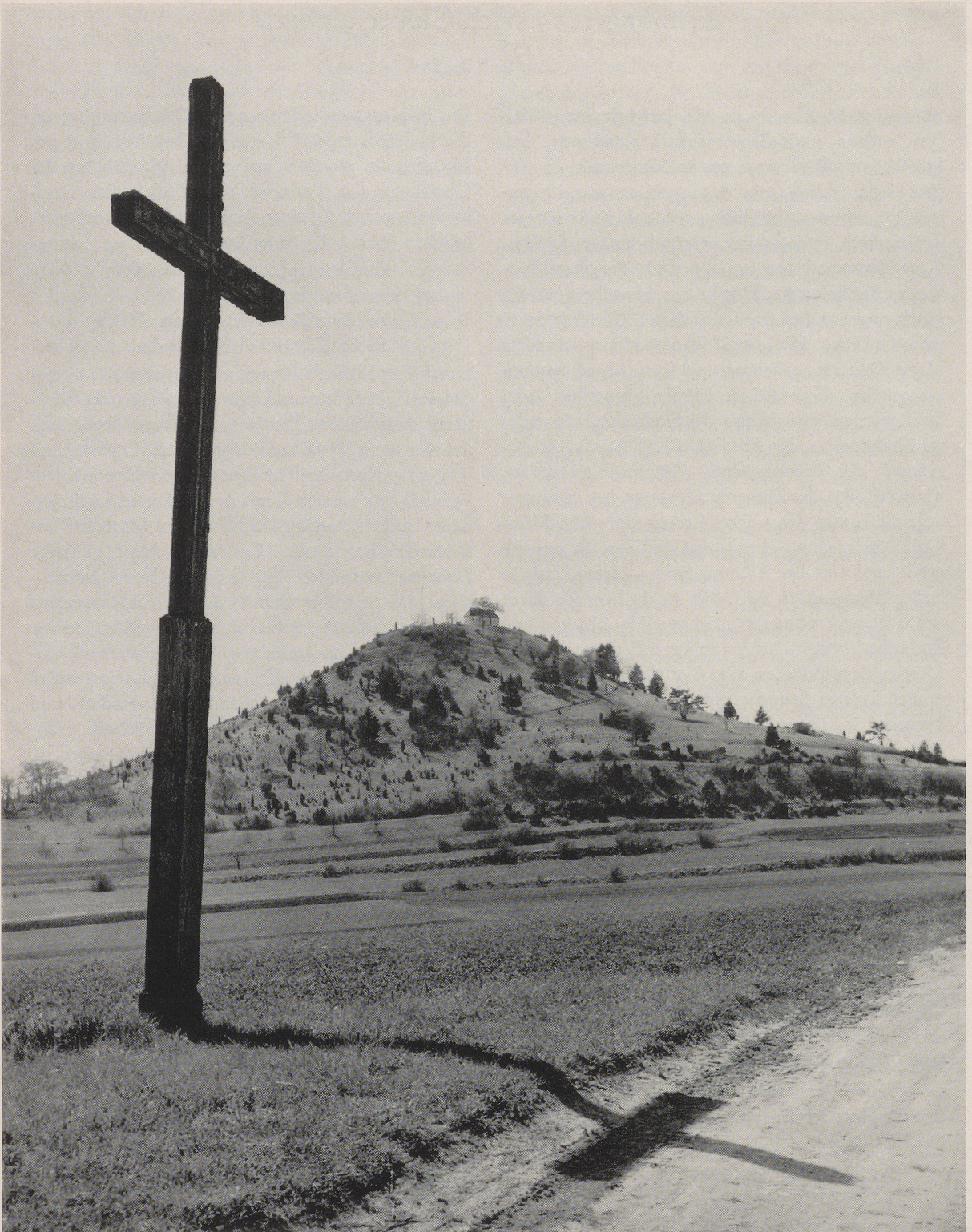
Zu Cleversulzbach im Unterland
hundertzehn Jahre ich stand,
auf dem Kirchturm ein guter Hahn
als ein Zierat und Wetterfahn.

Durch das Dorf wandernd, erkannten wir, daß sich Cleversulzbach kaum von einem anderen deutschen Dorf unterscheidet. Da wir aber in der Abenddämmerung den Weg einschlugen zum Dorffriedhof – mächtige Kastanienbäume wölben sich überm Friedhofstor – da wir am Grab der beiden schwäbischen Dichtermütter standen – Schillers und Mörikes Mutter ruhen auf diesem Gottesacker, eine mächtige Linde breitet friedvoll ihre Äste über beide Gräber – ehda wir zu später Stunde durch den Pfarrgarten schritten und unter jener Rotbuche weilten, in die Mörike einst den geliebten Namen „Hölty“ einschchnitt; da wir durch die „musizierende Gartentür“ hinauswanderten in die abendliche Landschaft und Mörikes Dorf daliegen sahen im Frieden des Frühlingsabends, umsungen von Amseln und Nachtigallen, da erkannten wir: das war eine Stätte wie geschaffen für einen Poeten von der Art Eduard Mörikes.

Wir ließen uns jenen Brief Mörikes zeigen, in welchem er alle Amtsnachfolger ersucht, Sorge zu tragen für das Grab von Schillers Mutter. Der Lehrer des Dorfes zeigte uns seine „Mörike-Kiste“. Er hatte darin nicht nur das ganze Schrifttum von und über Mörike, sondern auch Handschriftliches des Dichters verwahrt.

Unvergeßlich ist ein Besuch in der Mörike-Stube im Gasthaus zum Turmhahn. Diese Gedenkstätte, von der Familie Sebold gemeinsam mit Heilbronner Heimatfreunden eingerichtet, ist ein lebendiges Denkmal für Mörike, den „Mozart der deutschen Sprache“, wie Albrecht Goes den Pfarrer von Cleversulzbach nannte.

Die Sonntagsglocken läuteten in schwäbischen Dörfern, da wir von Cleversulzbach durch junge Buchenwälder nach Weinsberg pilgerten, in die Stadt der Weibertreu und Justinus Kerners, der Mörike in guter Freundschaft verbunden war.



Die Salmendinger Kapelle

Aufnahme: Imanuel Bauder, Reutlingen

Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei Neresheim als heimatgeschichtliche Quelle

Von P. Paulus Weißenberger

III. Klosterpfarrei und kirchliches Leben

Die Matrikelbücher der Klosterpfarrei Neresheim sind nicht bloß für das rechtliche Verhältnis von Abtei und Pfarrei zueinander von Bedeutung. Sie haben nicht nur manchen Wert für die Kunstgeschichte, insbesondere für die Baugeschichte der barocken Abteikirche zu Neresheim. Sie enthalten auch eine Fülle von Hinweisen auf das eigentliche kirchlich-pfarrliche Leben, wie es sich im Schatten der Abtei, und von ihr natürlich in mannigfacher Weise beeinflußt, abspielte. Wir lernen dabei gleichzeitig eine Fülle von Tatsachen kennen, die für die kulturgeschichtliche Vergangenheit des Härtsfeldes von Interesse sind.

1. Die Spendung der Sakramente

a) Taufe

Aus den Taufbüchern der Klosterpfarrei ergibt sich klar und deutlich, daß das Sakrament der hl. Taufe fast immer am Tag der Geburt selbst gespendet wurde, und zwar zu allen Tageszeiten und fast immer in der Klosterkirche als Pfarrkirche. In besonderen Fällen kamen freilich auch Haus- oder Nottaufen vor, welche die Hebamme oder auch andere Leute, z. B. der Arzt, vollzogen (vgl. P. Weißenberger, Ärzte und Apotheker im Reichsstift Neresheim, Aquileja Heft 5, Oktober 1960/Aalen/S. 268). Nach Möglichkeit wurden dann später die kirchlich vorgeschriebenen Zeremonien und die feierliche Taufe durch den zuständigen Klosterpfarrer nachgeholt. Mehrere Tage wurde der Empfang der Taufe nie verschoben.

Dem Täufling wurde gewöhnlich der Name nur eines einzigen Heiligen oder Namenspatrons beigelegt. Indes war es nicht selten, besonders bei Adligen, Brauch, 3, 5, selbst 7 Namen beizulegen. Für eine Kindstaufe erhielt der Klosterpfarrer 10 Kreuzer, der Mesner 3 Kreuzer; ein Taufschein wurde mit 30 Kreuzern bezahlt.

Die erste hl. Taufe in der neuen Abteikirche wurde am 7. Dezember 1779 gespendet. Damals war noch der herrliche, heute in der Pfarrkirche zu Eldingen

stehende Taufstein in Gebrauch; der klassizistische Taufstein von Thomas Schaidhauf wurde erst zehn Jahre später geschaffen.

b) Firmung

Eigentliche Firmbücher wird es im allgemeinen nur in größeren Pfarreien und auch da erst seit neuerer Zeit geben. Ursprünglich wurden die Firmungslisten, soweit solche überhaupt geführt wurden (meist erst vom 18. Jahrhundert ab), irgendeinem der bereits vorhandenen Matrikelbücher, vor allem dem Taufbuch, am Schluß angefügt.

Nach den in der Klosterpfarrei Neresheim geführten Firmungslisten wurden Kinder aus der Klosterpfarrei in den Jahren 1765–1820 an folgenden Orten gefirmt:

1765, 11. Juli

Neresheim, Stadtpfarrkirche

Bischof: Franz Xaver Freiherr Adelman von Adelmansfelden, Weihbischof von Augsburg

1775, 19. September

Neresheim, Abteikirche bzw. Kreuzgang der Abtei

Bischof wie 1765

1785, 10. Oktober

Eglingen, Pfarrkirche

Bischof: Johann Nepomuk August von Ungelter, Weihbischof von Augsburg

1785, 16. Oktober

Dischingen, Pfarrkirche

Bischof wie 1785, 10. Oktober

1787, 27. August

Neresheim, Abteikirche (Tag nach der Weihe von P. Michael Dobler zum Abt)

Bischof wie 1785

1792, 11./12. September

Neresheim, Abteikirche (am 9. und 10. September war die neue Abteikirche mit ihren 12 Altären geweiht worden)

Bischof wie 1785

- 1802, 2. Mai
Dillingen, Stadtpfarrkirche
 Bischof: Kurfürst Clemens Wenzeslaus, Erzbischof von Trier und Bischof von Augsburg
- 1803, 10. Mai
Wallerstein, Pfarrkirche
 Bischof: Fürst Franz Karl von Hohenlohe-Schillingsfürst, Weihbischof von Augsburg
- 1808, 19./20. September
Dillingen, Stadtpfarrkirche
 Bischof wie 1803
- 1811, 8. Mai
Ellwangen, Stiftskirche
 Bischof wie 1803
- 1815, 12. Mai
Ellwangen, Stiftskirche
 Bischof wie 1803
- 1816, 31. Mai/1. Juni
Ellwangen, Stiftskirche
 Bischof wie 1803
- 1820, 10. Oktober
Neresheim, ehem. Abteikirche
 Bischof: Johann Bapt. von Keller, Generalvikar von Rottenburg

Das Amt des Firmpaten wurde offenbar in seiner eigentlichen Bedeutung nicht recht verstanden oder gewürdigt. Kam es doch öfters vor, daß eine einzige Person, ob männlich oder weiblich, an drei und mehr Buben oder Mädchen die Stelle des Firmpaten bzw. der Firmpatin (Göths oder Götin) vertrat.

Bei der Firmung kniete der Firmling im allgemeinen vor dem Bischof; dieser saß während der Erteilung des Sakramentes vor dem Altar. Zum Akt der Firmung selbst legte der Klosterpfarrer jedem Firmling eine sogenannte Firmbinde um, die nach Vollzug der hl. Handlung „sub ritu praescripto“, also nach einem feststehenden alten Ritus, vom Pfarrherrn wieder abgenommen wurde. Zur Firmung wurde jedem Firmling von seinem Paten ein neuer Name beigelegt, wie das schon bei der hl. Taufe geschah. Meist finden wir dabei die Vornamen der Paten.

Über die vollzogene Firmung wurde vielfach auch ein entsprechender „Denkzettel“ (Firmungsandenken) ausgestellt (vgl. P. Weißenberger, *Alte Firmbräuche*, in: *Deutsches Volksblatt/Stuttgart* 1931 Nr. 22 vom 28. Januar).

Wiederholt betätigten sich Abt und Mönche von Neresheim als Firmpaten, was das gegenwärtig gül-

tige katholische Kirchenrecht nicht mehr erlaubt. So machte Reichsprälat Benedikt Maria Angehrn am 11. Juli 1765 den Paten für drei Kinder, d. h. für Aloys Strobel aus Höchstätt, Student am Klostersgymnasium zu Neresheim sowie für Maria Theresia und Josefa Walburga Köberlin, die Töchter des Klosterkonsulenten Köberle; doch ließ er sich in diesen drei Fällen durch seinen Klostersekretär Gottward Leinßler vertreten. Von den Neresheimer Mönchen erscheinen als Firmpaten: in Dillingen am 2. Mai 1802 P. Karl Nack für Joh. Nepomuk Josef Brenner, Sohn des Neresheimer Oberamtmanns Brenner, und P. Ernst Danner für Michael Franz Brenner, den Bruder des ersteren Firmlings; am 20. September 1808 in Dillingen P. Maurus Spöttl, damals Schloßpfarrer in Neresheim, für Philipp Jakob Mettenleiter aus Großkuchen.

Ein Unikum ist wohl, daß fr. Paulus Lasser aus Flochberg, der am 7. August 1785 im Kloster Neresheim die heilige Profess abgelegt hatte, erst am 10. Oktober des gleichen Jahres in der soeben erst geweihten Pfarrkirche zu Eglingen gefirmt wurde, wobei ihm der Herr Weihbischof Ungelter selbst den Firmnamen Aurelius beilegte. Es war das der Vorname seines Firmpaten, des P. Aurelius Hindelang und damaligen Klosterpfarrers in Neresheim. Lasser wurde nach der Aufhebung des Klosters Stadtpfarrer in Neresheim und Dekan des Landkapitels Neresheim; nach seiner Pensionierung zog er sich als Frühmeßkaplan nach Dischingen zurück, wo er an Lungenlähmung am 10. April 1837 im Alter von über 70 Jahren starb.

Wiederholt sind auch die in Neresheim tätigen Künstler und Handwerker unter den Firmpaten verzeichnet. So finden wir bei der am 19. September 1775 im Kreuzgang der Abtei stattgefundenen Firmung den großen Meister der Neresheimer Fresken, Martin Knoller, der als „famigeratus pictor nostrae basilicae“ (als weitergehmter Maler unserer Kirche) bezeichnet wird, als Pate für den wohl über 15jährigen Ignaz Uhl (sein Name ist in den Taufbüchern der Klosterpfarre noch nicht verzeichnet; in jener Zeit trugen sowohl der Klosterwirt und Bierbräuer wie der Klosterschmied und der Klosterbäcker den Familiennamen Uhl). – Im Jahr 1787 tritt Thomas Schaidhauf als Firmpate auf für Benedikt Grau, den Sohn des Klosterkuchs Bernhard Grau sowie für Joh. Chrysostomus Schröcker, den ältesten Sohn des Klosterschreiners Hartmann Schröcker.

Vermerkt sei auch, daß am 11. Juli 1765 ein Verwandter des Reichsprälaten Angehrn, nämlich der

ebenfalls aus der Schweiz stammende und an der Klosterschule zu Neresheim studierende Benedikt Angehrn aus Hagenwil als Pate an einem Mitstudenten auftritt. Auch zwei andere Studenten des Klostersgymnasiums durften im gleichen Jahr dieses Amt eines Firmpaten versehen.

c) Buße und Kommunionempfang

Über die Sakramente der Buße oder Beichte wird in den Pfarrbüchern der Klosterpfarrei Neresheim nur im Rahmen der österlichen Zeit, d. h. im Abschnitt über die Feiern und Veranstaltungen des Kirchenjahres gehandelt, wo auch wir darauf eingehen. Über das Weihesakrament wird, wie es begreiflich ist, überhaupt nicht gesprochen.

d) Ehe

Neben den Taufbüchern sind für eine Pfarrei und ihre Kenntnis vor allem die Trauungsbücher von Wichtigkeit. Bei einer Klosterpfarrei von den kleinen Ausmaßen wie Neresheim spielen sie freilich keine besondere Rolle; es gab wenig Hochzeiten, wenn auch die Ehen selbst meist reichen Kindersegen, aber auch große Kindersterblichkeit aufweisen.

Vor dem kirchlichen Eheabschluß mußte jeweils ein schriftliches Zeugnis vorliegen, daß der Ehekontrakt von der zuständigen weltlichen Obrigkeit beider Eheleute genehmigt sei. Außerdem war das Vorhaben der Eheschließung in den zuständigen Pfarrkirchen von Braut und Bräutigam jeweils dreimal zu verkünden. Aus bestimmten Gründen und mit Erlaubnis des zuständigen Dekans bzw. des bischöflichen Ordinariats konnten die Verkündigungen auch eingeschränkt, ja sogar ganz unterlassen werden.

War alles in der rechten Weise vorbereitet, so hatte der Klosterpfarrer auch die sog. „sponsalia“ vorzunehmen, d. h. in der Klosterkirche die öffentliche und feierliche Verbindung der beiden Eheleute im Namen der Kirche zu segnen und im nachfolgenden hl. Meßopfer Gottes Segen und Schutz auf sie herabzurufen.

Nicht allzu selten kam es vor, daß mit jeweils besonderer Erlaubnis der beiden Reichsprälaten Angehrn und Dobler Trauungen auch in der bis zum Jahr 1796 stehenden Wallfahrtskirche zu Maria Buch stattfinden konnten. So ließ sich dort am 5. Mai 1788 der Kanzleirat der Abtei, Ludwig Moser, der aus Hechingen/Hohenzollern stammte, mit der Tochter des Mesners bei Maria Buch, Gertrud Secklerin, trauen. Die Einsegnung der Ehe nahm der unmittel-

bare Vorgesetzte des Kanzleirats und Forstmeisters, P. Ernst Danner, damals Holzmeister des Klosters, vor. – Am 21. Februar 1792 hielt der Klosterpfarrer P. Georg Schafhäutle in Maria Buch die Trauung des Klosterschweizers Ferdinand Sauter aus Oggenhausen mit der Tochter des Klosterzieglers, Katharina Herbin, vor dem Gnadenaltar. – Am 5. August 1793 ließ sich aus bestimmten, nicht näher angegebenen Gründen der verwitwete Schultheiß von Auernheim, Josef Zugermayr, mit der ebenfalls aus Auernheim stammenden Bauerstochter Maria Barbara Gösselin durch den Provisor der Wallfahrtskirche, P. Cölestin Neher, trauen. Zu dieser Trauung mußte nicht nur die Sondererlaubnis des damaligen Pfarrers von Auernheim, Franz Xaver von Söckler, sondern wegen Unterlassung der Verkündigungen auch die des Dekans Josef Köberle in Neresheim eingeholt werden. – Am 19. Mai 1796 fand die letzte Trauung in der alten Wallfahrtskirche statt; es war die des verwitweten Klostermetzgers Franz Josef Böhm mit Franziska Jergin von Holenstein bei Bühlertann. Die Trauungsmesse hielt der damalige Subprior und Klosterpfarrer P. Gregor Hiemer.

Hin und wieder gab es bei den Trauungen in der Klosterkirche auch besondere Festlichkeiten, vor allem, wenn sog. Standespersonen, Leute von besonderem Rang oder Adel, ihre Hochzeit in Neresheim hielten. Eine derartige Hochzeit bildete den Anfang aller, die in der neuen Abteikirche schon am 18. August 1778 unter Orgelspiel (cantantibus organis) stattfand; da die neue Kirche noch keine Orgel besaß, muß wohl die Orgel in der alten, noch stehenden romanischen Kirche gespielt worden sein, in die das neue Gotteshaus mit dem südlichen Querhaus hineinragte. Die Einsegnung nahm Reichsprälat Benedikt Maria Angehrn in eigener Person vor, und zwar während der heiligen Messe, bei der er von zwei Patres, dem Subprior und Klosterpfarrer Augustin Mayr und dem Küchen- und Kellermeister Hubald Böck, assistiert wurde. Bräutigam war Philipp Laurentius Schäfer, der Oberamtmann der Abtei (consiliarius primus et praefectus supremus). Er stammte aus der Pfarrei Stift Haug in Würzburg, wo sein Vater „ludidirector“, d. h. Vorstand der Stiftsschule, war. Schäfer war am 6. Februar 1750 geboren, hatte es also mit 28 Jahren schon ziemlich weit gebracht. Aus seinen Verbindungen wird das begreiflich. Seine Braut war nämlich das in Koblenz geborene Freifräulein Karoline Philippine Margaretha von Frech, Tochter des fürstbischöflichen Hofkanz-

lers Johann Heinrich von Frech in Dillingen und dessen Gemahlin, Helene Jakobine geb. von Beck. Zeugen der Trauung waren Regierungsdirektor von Hornstein, Geheimrat von Pflummern und die beiden fürstbischöflichen Hofräte Werner und Steinmetz, sämtliche vom fürstbischöflichen Hof in Dillingen.

Eine andere Hochzeit, deren Einsegnung wiederum Abt Angehrn selbst vornahm, da er um die Bedeutung seiner Würde als Reichsprälat ebenso wußte wie um den Wert solcher freundschaftlicher Beziehungen und Gefälligkeiten dem Adel seiner Zeit gegenüber, fand am 14. April 1784 in der Abteikirche zu Neresheim statt. Brautleute waren Josef Benedikt Joachim von Depra, Edler von Plain, Posthalter in Nördlingen (geboren in Ochsenhausen, wo sein Vater Jakob von Depra im dortigen Reichsstift „cancellarius“, d. h. wohl Oberamtmann, war) und Maria Theresia Miltnerin, Tochter des bisherigen Posthalters von Nördlingen, Josef Anton Miltner. Die Erlaubnis zur Vornahme der Trauung in Neresheim mußte der katholische Pfarrer von Kleinerndlingen, Josef Jaumann, geben „denn die Katholiken von Nördlingen waren damals noch in die deutschherrische Pfarrei Kleinerndlingen eingepfarrt“. Assistent des Reichsprälaten bei der Vornahme der Trauung war Subprior und Klosterpfarrer P. Simpert Lederer. Als Zeugen fungierten Ph. L. Schäfer, Oberamtmann des Klosters Neresheim und Josef Anton Lehle, „praefectus“ (wohl auch Oberamtmann oder Kanzleivorstand) in den Dominikanerkloöstern Maria Medingen und Medlingen (dort Frauen, hier Männer).

War eine Ehe mit einem Kinde gesegnet und dieses glücklich geboren und getauft, so nahm der Klosterpfarrer auch die Aussegnung oder „Wiedereinführung der Kindsbettein in die Kirche“ vor.

Bei diesen verschiedenen mit dem Eheabschluß zusammenhängenden Funktionen ergaben sich auch manche Unkosten zugunsten des Klosterpfarrers. So wurden bezahlt: die „sponsalia“ zu halten 30 Kreuzer, den Verkündzettel auszustellen 30 Kreuzer, Kopulation samt hl. Messe ein Gulden 30 Kreuzer, dem Mesner 20 Kreuzer, für das Hochzeitsmahl 45 Kreuzer (der Klosterpfarrer scheint nicht daran teilgenommen zu haben, wurde aber dafür mit Geld entschädigt), für die Aussegnung einer „Kindsbettein“ 3 Kreuzer.

e) Tod und Begräbnis

Lag ein erwachsenes Pfarrkind im Sterben, so hatte der Klosterpfarrer die Aufgabe, es rechtzeitig zu

besuchen, entsprechend vorzubereiten, die hl. Ölung zu spenden und die hl. Wegzehrung zu reichen. Wenn letzteres untertags vorkam, wurden dabei drei kurze Zeichen mit der sog. Afraglocke gegeben. Das Allerheiligste wurde bei diesen Versehngängen unter einem kleinen Baldachin (sog. Himmel) getragen. Fanden solche Versehngänge bei Tag statt, so hatte der Klosterpfarrer immer zwei konsekrierte Hostien mitzunehmen, um auch noch bei der Heimkehr das Allerheiligste zu tragen, auf daß so die Gläubigen die entsprechende Verehrung bieten konnten. Ursprünglich trug der Geistliche bei solchen Versehngängen das Ciborium. Aber schon mit der Festlegung der Neresheimer Pfarrordnung, also um das Jahr 1760, ging man dazu über, das Allerheiligste nur mehr in einer Versehpate mitzunehmen.

Pfarrkinder wurden ausschließlich vom Klosterpfarrer, Mitglieder des Konvents (Patres, Fratres und Brüder) ebenso ausschließlich vom jeweiligen Prior des Klosters beerdigt. Zur Beerdigung eines Abtes berief man des öfteren den Abt eines Nachbarklosters, meist von Mönchsdeggingen/Ries; meist hielt aber auch in diesem Fall der Prior die Beerdigung.

Den Ort eines Grabes für seine Pfarrkinder bestimmte jeweils der Klosterpfarrer. Er bestellte auch die Musikanten und Sänger, „wan dies irae (Sequenz aus der Totenmesse) bei dem leichkondukt a quatuor vocibus (vierstimmig) soll abgesungen werden“. Bei Verheirateten und bemittelten Leuten wurden vier Glocken, bei ledigen und armen Leuten drei Glocken geläutet und zwar sowohl bei der Scheidung wie bei der Beerdigung und den drei nachfolgenden Leichengottesdiensten. Hinsichtlich der letzteren wurde 1782 bestimmt, daß beim sog. Siebenten, Dreißigsten und Jahresgedächtnis eines Verstorbenen künftig keine „figurierte Messe“ (d. h. Messe mit mehrstimmigen Gesang und Begleitung von Instrumenten) mehr stattfinden dürfte, sondern nur noch Choralämter, angenommen bei höheren Klosterbeamten und deren Angehörigen.

Für die verschiedenen Handlungen beim Sterben, Tod und Begräbnis der Pfarrkinder waren folgende Stollgebühren zu entrichten: für Erteilung der hl. Ölung und den Versehngang dem Mesner 6 Kreuzer, für die Leichenrede am Grab 20 Kreuzer, für drei gesungene Seelenämter 3 Gulden, für drei Stillmessen ein Gulden 30 Kreuzer, dem Mesner für das Läuten der Glocken und die Arbeiten bei den drei Gottesdiensten ein Gulden und für „die gewöhnlichen Aufsätze bei der Todtenbahr“ 30 Kreuzer, den Musikanten für das Singen beim Leichenzug und bei den drei Seelen-

ämtern ein Gulden 20 Kreuzer, dem P. Großkeller „für Totenbahr und Grabkreuz“ 1 Gulden 30 Kreuzer, den Ministranten für Versehen, Läuten und den drei Gottesdiensten je ein Kreuzer; dem Knaben, der das Grabkreuz beim Leichenzug trägt, 2 Kreuzer; den Totengräbern, d. h. dem Nachtwächter und dem Konventheizer des Klosters, je 20 Kreuzer für das Grab eines Erwachsenen und 10 Kreuzer für das eines Kindes. Die Totenträger, deren es vier oder sechs waren, erhielten „Flor von geringster Gattung“ oder statt derselben 8–12 Kreuzer. Für eine Kindsleiche wurden dem Pfarrer 15 Kreuzer, dem Mesner 12 Kreuzer, dem „Totenweib“ oder der Hebamme für das Tragen eines toten Kindes 20 Kreuzer bezahlt.

Das sog. Totenweib, auch „Toteneinmacherin“ geheißen, sollte im allgemeinen eine im Kloster angestellte Magd sein. Sollte aber keine dieses Geschäft übernehmen wollen, so wurde das Totenweib aus der Stadt Neresheim bestellt. Es erhielt für das „Einbetten“ eines erwachsenen Toten in den Sarg 45 Kreuzer, dazu das Hemd, in dem der Tote gestorben war. Starb im Kloster eine ledige Angestellte, so erhielt das Totenweib vom Kloster die Knechtskost sowie Bier und Brot, „solange es beim Leichnam wachet und betet“.

Die Verstorbenen wurden bis zur Jahrhundertwende am Tag nach dem Hinscheiden beerdigt, vom Jahr 1800 ab aber nach Verordnung des neuen Augsburger Rituale nicht mehr vor dem 2. oder 3. Tag, außer es war vorher dringend notwendig.

Beim Leichnam sowohl zu Hause wie bei den Leichengottesdiensten in der Klosterkirche durften nur gelbe Kerzen brennen. Was nach den Gottesdiensten von den Kerzen übrig war, konnte der Klosterpfarrer an Arme verschenken.

2. Pfarrliche Dienste und Verpflichtungen

Abt Benedikt Maria Angehrn liebte es, für die Verwalter der wichtigsten Ämter in seinem Kloster genaue Richtlinien aufzustellen; er war selbst ein Mann der Ordnung und sorgte deshalb auch für Ordnung in dem Bereich, der ihm unterstand. Darum legte er auch die pfarrlichen Einrichtungen seines Klosterpfarrers schriftlich genau fest.

a) Sonntägliche Wasserweihe

Jeden Sonntag mußte, offenbar im Gedanken an den Sonntag als Symbol des Oster- oder Auferstehungs-

tags, in der Klosterkirche frisches Wasser geweiht und das Weihwasser der jeweils vergangenen Woche in das sog. Sakrarium geschüttet werden. Seit 1784 geschah diese sonntägliche Wasserweihe am sog. Pfarr- oder Josefsaltar während der Terz. Nach Schluß dieser Gebetszeit stimmte der Klosterpfarrer das „Asperges me“ oder „Vidi aquam“ an, teilte das Weihwasser aus und verrichtete darnach die vorgeschriebenen Gebete. War der Abt außerhalb des Chores in der Kirche anwesend – was offenbar vorkam, wohl um die Predigt besser hören oder den Gottesdienstbesuch kontrollieren zu können –, so war ihm zuerst das Aspergill mit Handkuß zu reichen.

Vor 1784 teilte der Klosterpfarrer das Weihwasser nicht jeden Sonntag aus, sondern nur an jenen Tagen, an denen das Volk während der Pfarrmesse zum Opfer ging. Es geschah das zwölfmal im Jahr und zwar an Neujahr, Mariä Lichtmeß, St. Benedikt, Ostersonntag, Pfingstsonntag, St. Ulrich, St. Afra, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, Mariä Empfängnis, Weihnachten und Kirchweihfest.

Im Jahr 1784 wurden die eben genannten Opfergänge abgeschafft, dagegen die fälligen Gaben für die Bedürfnisse des Pfarramts beim Einsammeln der Osterbeicht- und Osterkommunionszettel eingehoben. Dabei hatten, als eine Art Kirchensteuer, zu leisten: der Oberamtmann 1 Gulden, der Konsulent 48 Kreuzer, der Kanzleirat 36 Kreuzer, der Steuerkassier 24 Kreuzer, der Baudirektor 30 Kreuzer, jede andere Haushaltung 20 Kreuzer und zwar jeweils für die ganze Familie, jede ledige Person ohne eigenen Haushalt 6 Kreuzer und 6 Heller.

b) Predigten

Jeden Sonn- und Feiertag wurde in der Klosterkirche zu Neresheim gepredigt und das Wort Gottes verkündet. Mit diesen Predigten hatte indes der Klosterpfarrer nichts zu tun. Für die Abhaltung der Predigten bestimmte der Abt selbst jedes Jahr gewisse Patres des Klosters. Es gab jeweils eigene Prediger für die Sonntage, für die Aposteltage und für die Christenlehre (Katechesen). Ferner hatte der Präses oder Vorstand der in der Klosterkirche bestehenden Rosenkranzbruderschaft an allen Marien- oder Frauenfesttagen sowie an den ersten Monatssonntagen nachmittags zu predigen. Was dann noch an Predigten für bestimmte hohe Festtage übrig blieb, hatte der Prior des Klosters zu verteilen. Dasselbe galt von den Fastenpredigten (jeweils am Nachmittag) oder

„gewöhnlichen Fastenexempel“, die damals ebenfalls in der Abteikirche in Übung waren, sowie von der Festpredigt am Kirchweihfest der Abteikirche, das all die Jahrhunderte hindurch, auch noch nach der Weihe der barocken Neumannkirche am 9. September 1792, jeweils am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt, also Ende des Monats August, gehalten wurde.

c) Verkündigungen

Mit dem sonntäglichen Pfarrgottesdienst waren auch jeweils die sog. Verkündigungen verbunden, die der Klosterpfarrer abzufassen und dem jeweiligen Prediger ins Evangelienbuch zu legen hatte.

Zu verkünden waren alle Festtage, die vom Volk zu halten waren mit Verpflichtung zum Besuch des Gottesdienstes und der Unterlassung knechtlicher Arbeiten; ferner alle kirchlich gebotenen Fasttage, alle in der Abteikirche zu gewinnenden vollkommenen Ablässe, die Hochzeiten, die verschiedenen Leichengottesdienste, die Abhaltung der Christenlehren, endlich – seit 1784 – auch die Anniversarien (Jahresgedächtnisgottesdienste) der Stifterfamilie des Klosters, der Äbte, der Mönche und des zuletzt verstorbenen Abtes.

Angelegenheiten der drei in der Abteikirche bestehenden Bruderschaften: vom hl. Rosenkranz, hl. Josef und hl. Benedikt verkündeten die einzelnen Präsidanten derselben bei den regelmäßigen Monatsversammlungen dieser geistlichen Gemeinschaften.

Angelegenheiten der Wallfahrt Maria Buch oder der Marienkapelle (Friedhofskirche, ehemals Pfarr- und marianische Wallfahrtskirche) in der Stadt Neresheim hatten deren Provisoren mitzuteilen.

d) Ablässe

Bei den regelmäßigen Verkündigungen hatte der Klosterpfarrer, wie eben erwähnt, seine Pfarrkinder auch an all die Ablässe zu erinnern, die von ihnen in ihrer Klosterpfarrkirche gewonnen werden konnten. Die Abtei Neresheim hatte im Lauf der Jahrhunderte manche solche Ablassprivilegien erhalten. Einige von ihnen besaßen nur zeitlich beschränkte Gültigkeit, soweit sie von Bischöfen gegeben waren, und waren deshalb in späterer Zeit nicht mehr zu verkündigen. Eine Reihe anderer dagegen, sog. vollkommene Ablässe, konnte nur der Papst selbst gewähren. Sie wurden dann einer Kirche gewöhnlich auf immer und ewig erteilt, so daß diese vollkommenen Ablässe auch heute noch in der Abteikirche zu Neresheim unter

den gewöhnlichen Bedingungen (Empfang der Sakramente der Buße und des Altares sowie Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters) gewonnen werden können.

Es lassen sich für das Kloster Neresheim bzw. für seine alte und neue Abteikirche folgende Ablässe feststellen, die ihm zusammen mit vielen anderen Kirchen bzw. dem gesamten Benediktinerorden im Laufe der Jahrhunderte gewährt wurden:

1) unvollkommene und zeitlich begrenzte Ablässe

Im Jahr 1296 erteilten 5 Erzbischöfe und 15 Bischöfe aus Italien und anderen Ländern allen Gläubigen, die als Wallfahrer zum Kloster der hll. Ulrich und Afra in Neresheim kamen, je 40 Tage Ablass für folgende Tage: Weihnachten, Ostern, Bittage, Christi Himmelfahrt, Pfingsten; alle Festtage Mariens; die Feste der hll. Petrus und Paulus sowie der übrigen Apostel, die Festtage der hll. Johannes d. T., Laurentius, Ulrich, Afra, Nikolaus, Martin, Maria Magdalena, Katharina, Margaretha, Cäcilia, endlich an Allerheiligen, am Kirchweihfest des Klosters und am Fest des Erzengels Michael sowie während der etwaigen Oktaven dieser Feste (wir haben hier zugleich eine Liste jener Heiligen vor uns, die in Neresheim Ende des 13. Jahrhunderts gefeiert und liturgisch geehrt wurden). Bedingung zur Gewinnung dieser vielen kleinen Ablässe war Teilnahme der Gläubigen am Chorgebet der Mönche in der Klosterkirche oder Anhören einer Predigt (sie wurde also zur damaligen Zeit auch von den Mönchen gepflegt) oder Teilnahme an der Feier der Messe samt Ansprache (sermo) des Abtes des Klosters. Die Ablässe konnten aber auch gewonnen werden durch irgendwelche materielle Unterstützung der Klosterkirche (fabrica) durch Lichter, Bücher, Kleinodien, Altarzier oder durch Hinterlassung einer Erbschaft im Todesfall. Die Gültigkeit der Ablässe war geknüpft an die Zustimmung zu ihrer Gewährung seitens des regierenden Bischofs von Augsburg, zu dessen Bistum Neresheim damals gehörte; die Ablassurkunde mußte also zuerst in Augsburg vorgelegt und anerkannt werden, ehe die Ablässe verkündet und gewonnen werden konnten.

Am 3. Februar 1350 wurden durch Erzbischof Kuno, Weihbischof des Bischofs von Augsburg, im Kloster Neresheim zwei Kapellen geweiht und zwar die Marienkapelle zu Ehren Mariens und des hl. Johannes Evang. (mit drei Altären; ihre Patrone waren: 1) Johannes d. T. und Apostel Thomas, 2) die vier großen Kirchenlehrer: Augustinus, Ambrosius, Gregor d. Gr.

und Hieronymus, 3) die Apostelfürsten Petrus und Paulus) und die an diese Kapelle angebaute Magdalenenkapelle, die neben der hl. Magdalena noch den hl. Märtyrer Chrysostorus und die vier vielverehrten hll. Jungfrauen Katharina, Barbara, Dorothea und Margaretha als Patrone erhielt; als Weihtag der Marienkapelle sollte der 3. Februar, der Magdalenenkapelle der 22. Juli gelten und gefeiert werden. An diesen Weihtagen konnte in beiden Kapellen je ein Ablass von einem Jahr und 80 Tagen gewonnen werden. In der Magdalenenkapelle scheinen sich zwei Altäre befunden zu haben, die mit der Kapelle ihre Weihe erhielten. Als ihre Patrone werden folgende Heilige genannt: 1) der hl. Apostel Jakobus d. Ältere und Laurentius, 2) die hll. Vitus, Stephanus und Antonius d. Einsiedler. Der Weihegedächtnistag des Jakobusaltars sollte am 25. Juli, der des Vitusaltars am 15. Juni gefeiert werden und jeweils mit einem Ablass von einem Jahr und 80 Tagen verbunden sein.

Am 4. Februar 1350 weihte der gleiche Weihbischof Kuno von Augsburg eine dritte Kapelle, deren Standort als „supra ambitum monasterii“ angegeben wird, die also über dem Kreuzgang des Klosters lag und als „Abtkapelle“ bezeichnet wird. Sie wurde mit ihrem Altar den hll. Michael, Nikolaus und Maria Magdalena geweiht. Als Weihtag sollte der Michaelstag (29. September) mit einem Ablass von einem Jahr und 80 Tagen gefeiert werden (vgl. Weißenberger, Baugeschichte S. 190). Die Weihe dieser neuen Michaels- oder Abtskapelle scheint vom monastischen Standpunkt aus recht bedeutsam zu sein. Bisher, d. h. von 1136 an, stand der Michaelsaltar, der damals ebenfalls St. Nikolaus als 2. Patron besaß, auf der Westempore der romanischen Basilika (Weißenberger a. a. O. S. 15). Jetzt, d. h. nach rund 200 Jahren, scheint die Empore der Kirche nicht mehr als Kapelle benützt worden zu sein. Man darf vielleicht vermuten, daß der Abt wieder mehr das Mönchsideal in seiner Person verwirklichen wollte und deshalb seine Abts- oder Hauskapelle neben seiner Mönchszelle innerhalb des eigentlichen Konventbaus, nicht mehr im westlichen Flügel oder Gastbau des Klosters errichten ließ. Leider sind zu wenig Quellenberichte vorhanden, um diese Fragen allseits lösen zu können.

Die Ablässe, welche mit den drei vorgenannten Kapellen und ihren Altären verbunden waren, dauerten nur so lange, als die Kapellen und ihre Altäre bestanden. Spätestens beim Bau des heutigen Barockklosters hörten die im Jahr 1350 gewährten Ablässe auf.

Am 24. Januar 1473 gewährte Bischof Johannes von Augsburg von seiner Residenz Dillingen aus allen

Gläubigen einen Ablass von 40 Tagen, welche die Kirche des Klosters Neresheim an Weihnachten, Ostern, Pfingsten, am Kirchweihfest sowie an den Festtagen der Neresheimer Kirchen-Patrone Ulrich und Afra in frommer Weise besuchten, dort beteten und gleichzeitig zur Wiederherstellung und Erhaltung von Kirche und Kloster, ihrer Kelche, liturgischen Bücher und anderer Kultusbedürfnisse materielle Hilfe leisteten; es waren offenbar wichtige Bauarbeiten an Kirche und Kloster von Neresheim geplant (s. Weißenberger, Baugeschichte S. 28 f.). Aus dem gleichen Grund bestätigte Bischof Johannes von Augsburg alle schon früher der Abtei durch Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe erteilten Ablässe, wodurch vor allem die des Jahres 1296 gemeint sind.

Am 10. Oktober 1792 gewährte Weihbischof Johann Nepomuk von Ungelter in Augsburg für den jeweiligen Gedenktag des Kirchweihfestes der barocken Abteikirche zu Neresheim, die er am 8./9. September des gleichen Jahres geweiht hatte (vgl. Weißenberger, Baugeschichte S. 111 f.), einen Ablass von 40 Tagen. Dabei ist festzuhalten, daß als Weihtag nicht der 9. September, sondern der bisher in Neresheim gefeierte Tag gelten solle. Der Weihbischof betont nämlich in der Originalweiheurkunde der barocken Abteikirche, daß das Kirchweihfest alljährlich wie bisher „singulis annis dominica post festum assumptionis Bmae virginis Mariae celebrabitur“, d. h. jeweils am Sonntag nach dem Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel gefeiert werde. Da in neuerer Zeit die Sonntage des Kirchenjahres im allgemeinen nicht mehr von anderen Festen verdrängt werden sollen, wird in der Gegenwart der Weihegedächtnistag der Abteikirche zu Neresheim an ihrem eigentlichen Weihtag, dem 9. September, von den dortigen Benediktinerinnenmönchen gefeiert.

2) vollkommene und noch heute geltende Ablässe

Vollkommene Ablässe lassen sich in Neresheim erst seit Beginn des 17. Jahrhunderts feststellen. Sie weisen eine steigende Tendenz in der Mehrung der Festtage auf, an denen sie gewonnen werden konnten.

Am 27. Oktober 1606 gewährte Papst Paul V. allen Gläubigen, welche die Klosterkirche zu Neresheim besuchten, hier die Sakramente der Buße und des Altares empfangen und für die Eintracht der christlichen Fürsten, die Ausrottung der Häresien und die Erhöhung der Kirche beteten, einen vollkommenen Ablass für zwei Festtage, die offenbar damals in

Neresheim besonders festlich begangen wurden, nämlich für das Dreifaltigkeitsfest und das Allerheiligentfest.

Am 19. Dezember 1671 erteilte Papst Klemens X. auf Bitten des P. Ildefons de Miez, Generalprokurators der spanischen Benediktinerkongregation von Valladolid, für alle Männer- und Frauenklöster des Benediktinerordens und damit auch für Neresheim je einen vollkommenen Ablass für die fünf Ordensfesttage St. Benedikt, Scholastika, Plazidus, Maurus und Allerheiligen des Benediktinerordens (13. Nov.); die Gebetsintention war die gleiche wie im Jahr 1606.

Papst Benedikt XIII. gewährte im Jahr 1726 für die Benediktinerklöster der Augsburger Benediktinerkongregation zwei vollkommene Ablässe, die aber nur während einer beschränkten Zeit des genannten Jahres zu gewinnen waren; zuerst erteilte er einen solchen Ablass für die Teilnehmer am Generalkapitel der Kongregation, das vom 13.–15. Mai in Füssen, St. Mang stattfinden sollte. Schon am 22. März erweiterte er den Ablass auf alle Christgläubigen, die während des genannten Kapitels in einer der Kirchen der Abteien dieser Kongregation die hl. Sakramente empfangen und ihre Gebete nach Meinung des Papstes verrichteten, welche die gleiche war wie im Jahr 1606. Eine Reihe von weiteren vollkommenen Ablässen, die heute noch in Geltung sind, in der Abteikirche zu Neresheim gewonnen werden können und gleichzeitig die bereits 1606 und 1671 erteilten Ablässe erneuern und zusammenfassen, erteilte Papst Pius VI. im Jahr 1781. Nach den Küstereiakten der Abtei Neresheim, die uns P. Karl Nack hinterlassen hat (Regensburg, F. Thurn u. Taxis. Zentralarchiv XIV, oben III S. 3 und S. 6) sowie nach den Originaleinträgen im Vatik. Archiv zu Rom (Bd. 63 und 58) gewährte Papst Pius VI. in den Monaten März und Mai 1781 vollkommene Ablässe für folgende Festtage:

für Palmsonntag, Gründonnerstag, Ostersonntag, Weißer Sonntag, Fest Kreuzauffindung
für Christi Himmelfahrt, Pfingstsonntag, Dreifaltigkeitsfest und Fronleichnam
für Allerseelen, Namen Jesufest, Mariä Lichtmeß
für das Kirchweihfest, 1. Sonntag im Advent, Mariä Verkündigung, Heimsuchung, Geburt, Himmelfahrt, Empfängnis, Rosenkranzfest, ferner Benedikt, Allerheiligen, Unschuldige Kinder
für St. Josef, Joh. d. T., Peter und Paul, St. Ulrich, St. Afra, Weihnachten und Epiphanie.

Eine Reihe der aufgeführten Ablässe wurden für die Gesamtkirche bzw. Kirchen mit Marienheiligtümern

oder für den ganzen Orden erteilt. Soweit Abt Angehrn diese Ablässe für seine Abteikirche zu Neresheim erwerben konnte, hatte er dafür in Rom (nach Nack) 50 Dukaten zu entrichten. Zu den genannten vollkommenen Ablässen kam dann noch das Recht des sog. privilegierten Altars für Totenmessen hinzu; als solche gelten in Neresheim der Hoch- oder Kreuzaltar und der Benediktusaltar. Endlich werden in Neresheimer Akten vollkommene Ablässe auch noch für das Benediktusfest am 11. Juli und das Fest der hl. Gertrud d. Gr. von Helfta (17. November) erwähnt.

e) *Zunft-Jahrtage*

Eine weitere Angelegenheit der Pfarrgottesdienste in der Abteikirche zu Neresheim war die Abhaltung der Jahrtage der verschiedenen Handwerkerzünfte, die auch für die Klosterbediensteten bestanden. Es waren das immer nur stille heilige Messen, die während des täglichen Hoch- oder Konventamts stattfanden. In der Klosterpfarrei wurden folgende Zunft-Jahrtagsmessen gehalten:

1. am Ostermontag für die Weber
2. am Osterdienstag für die Schuster und Schneider, für die letzteren aber nur dann, wenn das Fest der hll. Apostel Philipp und Jakob, an dem ihr Zunftjahrtag sonst stattfand, auf einen Freitag, Samstag oder Sonntag fiel
3. am 1. Mai für die Schneider
4. am Pfingstmontag für die Bierbräuer, Bäcker, Metzger, Müller und Küfer
5. am Pfingstdienstag für die Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen, Ziegler, Wagner und Schmiede, eventuell auch für die Hafner
6. an Jakobi oder St. Anna (25./26. Juli) für die Hafner
7. an St. Magdalena (22. Juli) oder St. Laurentius (10. August) für die Barbierer, Wundärzte, Schreiner, Glaser, Sattler und Schlosser.

Die Jungmeister der einzelnen Zünfte hatten den Jahrtag jeweils 14 Tage vor dem festgesetzten Termin dem Klosterpfarrer anzuzeigen. Für die hl. Messen bezahlten die Handwerker dem Pfarrer 30 Kreuzer, dem Mesner 12 Kreuzer, den zwei Ministranten 4 Kreuzer, für die dabei brennenden Kerzen 6 Kreuzer. Nach der hl. Messe wurde jeweils ein Vaterunser für die Verstorbenen der Zünfte gebetet.

f) *Wettersegnen*

Der Klosterpfarrer hatte ein wachsames Auge und Ohr dafür zu haben, wenn zur Sommers- oder auch zu einer anderen Jahreszeit ein gefährliches Wetter am Himmel heraufzog. Dann hatte er immer wieder „das Wetter zu segnen“. Zog sich ein Wetter um das Kloster zusammen, oder auf das Kloster zu, so läutete man zuerst mit der kleinsten Glocke, dem sog. Loretoglöcklein, dann mit der großen Afraglocke und zwar jeweils ein Ave lang, schließlich mit allen Glocken etwa 10 Minuten lang.

Während eines Unwetters selbst wurde nur hin und wieder, etwa alle 10 Minuten, mit dem Loretoglöcklein, mit der Afraglocke dagegen nur ungefähr in der Mitte und am Ende des Wetters ein dreimaliges Zeichen gegeben.

g) *Umgänge und Flurprozessionen*

Mit dem Gebet um gute Witterung und Abwendung von Unwettern hingen auch die mannigfachen Um- oder Wallgänge oder Flurprozessionen des Mönchskonvents und der Klosterpfarrei zusammen. Solche Umgänge fanden statt:

1. am Markustag, offenbar nur innerhalb des Klosters
2. am Osterdienstag oder 1. Mai nach St. Ulrich in Dehlingen zur „Erhaltung des lieben Viehs“
3. an den Bittagen vor Christi Himmelfahrt zur Gottesacker(Marien-)kapelle der Stadt Neresheim und nach Maria Buch und zwar am Montag nach Maria Buch, am Dienstag in die Stadt, am Mittwoch in die Gartenkapelle des Klosters.
4. am Pfingstdienstag „um das Feld“
5. am Fronleichnamfest und am Oktavtag desselben offenbar nur in der Abteikirche oder im Kloster

6. am Fest Mariä Schnee (5. August) zur Marienkirche im Friedhof von Neresheim, wobei sich nur einige Mönche dorthin begaben und dort das Hochamt sangen „um eine glückliche Ernte“
7. am 13. oder 24. September ebenfalls in die Neresheimer Marienkapelle zum Dank für eine glückliche Ernte
8. am 21. November ebenfalls dorthin mit Hochamt zum Dank für die gesamte Jahresernte.

Bei diesen Wallgängen schritt ein Fahnenträger voraus; es folgte das Kreuz, begleitet von zwei größeren Studenten mit „Stäben“, d. h. mit Lichtern auf langen Stäben, vielleicht sogar mit Laternen; dann folgten die Klosterstudenten und der Konvent des Klosters, die den Rosenkranz abwechselnd miteinander beteten. Es folgte der Klosterpfarrer und zwar innerhalb des Klosters mit „blauem“ Rauchmantel, außerhalb desselben nur mit Chorrock und Stola.

Die Kreuzgänge nach auswärts begannen früh $\frac{1}{2}$ 6 Uhr. In der Abteikirche nahmen aber während derselben die stillen hl. Messen der Patres ihren Fortgang (jede halbe Stunde).

Die Kreuzgänge innerhalb des Klosters begannen in früheren Zeiten um 9 Uhr nach der Terz, seit 1782 aber schon früh 7 Uhr nach der Prim. Nach dem jeweiligen Kreuzgang hatte der Klosterpfarrer das Hochamt zu singen.

Fiel das Kreuzfest (3. Mai) in die Bittage, so fand der Umgang im Kloster früh 7 Uhr mit nachfolgendem Choralamt statt. Um 8 Uhr sang man die Terz, der sich Predigt und figuriertes Hochamt anschlossen; offenbar waren die Mönche während der Predigt im Chor anwesend.

Berichtigung

Verschiedene aufmerksame Leser der „Schwäbischen Heimat“ haben die Schriftleitung auf einen Irrtum in dem Aufsatz „Kuriosa und sonstige Merk- und Denkwürdigkeiten aus einer schwäbischen Chronik“ in Heft 1/1963 hingewiesen. Seite 13 ist bei der Erwähnung reichen Kindersegens „Barbara Stratzerin aus Binicken (Biningen im Hegau?)“ genannt, die ihrem Mann 53 Kinder geschenkt habe.

Der Name der kinderreichen Mutter ist in Zeillers Chronik entstellt wiedergegeben. Sie heißt in Wirklich-

keit Barbara Schmotzerin, hat einen Adam Stratzmann geheiratet und ist 1503 in Bönningheim (Landkreis Ludwigsburg) gestorben. Daß mit Binicken nur Bönningheim gemeint sein kann, geht eindeutig aus der Tatsache hervor, daß das Bild der Familie Stratzmann heute noch in der evangelischen Kirche in Bönningheim zu sehen ist. Überdies ist für Bönningheim die Namensform Binnicken im 17. Jahrhundert urkundlich bezeugt (Württ. Städtebuch, S. 52 – Zeillers Chronik ist 1653 erschienen; vgl. auch den Anklang an die mundartliche Bezeichnung „Bennigge“).

Rundfunk und Heimatpflege

Vor uns liegt eine kleine Druckschrift „Aus dem Programm 1962/63“, herausgegeben vom Süddeutschen Rundfunk Stuttgart. Daraus erfahren wir allerlei Wichtiges über das neue Rahmenprogramm. Einführend heißt es:

„Am 1. Oktober 1962 tritt beim Süddeutschen Rundfunk ein neues Rahmenprogramm in Kraft, das gegenüber dem bisher gültigen Programmschema eine weitgehend veränderte und grundlegend andere Struktur aufweist. Sie hat ihren Ursprung in Überlegungen, die darauf abzielen, dem Hörfunk neben dem Fernsehen für die Zukunft seine Aufgaben zuzuweisen und ihnen so gut wie möglich zur Erfüllung zu verhelfen.“ Die Gesichtspunkte, welche die neue Programmplanung bestimmen, werden im folgenden dargelegt. Wir erfahren Grundsätzliches über den Unterschied im Aufbau des Mittelwellen- und des Kurzwellenprogrammes. Sodann werden die beiden Programme selbst erläutert. Man spürt dabei das Bestreben, um mit den Worten des Intendanten Dr. H. Bausch zu sprechen, sich „dem Lebensrhythmus des Hörers anzupassen“. Dies gilt vor allem hinsichtlich der Nachrichten, der Sportmeldungen, des musikalischen und literarischen Programmes, wobei sogar das Kabarettistische nicht zu kurz kommt. Nur die volks- und landeskundlichen Sendungen sind erstaunlicherweise mit keinem Wort erwähnt. Sie scheinen also die neue Programmeinteilung nicht wesentlich bestimmt zu haben.

Dies möchte man genauer wissen und blättert gespannt weiter. Denn nun folgen die einzelnen „Sparten“. Wir zitieren in der Reihenfolge: Die Nachrichten, Berichte und Kommentare, Regionale Nachrichten, Landespolitik, Dienst für die Zone, Politische Hörfolgen und Diskussionen, Wirtschaftsfunk, Zeitfunk, Heute abend, Sportfunk, Landfunk, Frauenfunk, Hilfe für den Alltag, Hörspiel, Radio-Essay, Literatur und kulturelles Leben, Wissenschaft und Technik, Sprachkurse, Das Christliche Wort, Schulfunk, Jugendfunk, Kinderfunk und siehe, sie kommen auch noch – sogar vor Musik und Unterhaltung – die Heimatsendungen. An erster Stelle ist die „Volks- und Landeskunde“ genannt und wir lesen mit innerer Zustimmung: „Volksleben und Landesgeschichte schildern diese Sendungen und zeigen sowohl die überkommenen Kräfte als auch die sozialen und strukturellen Wandlungen.

Dem vererbten Verhältnis zu Religion und Recht, zu Sitte und Brauch, zu Erzählgut und Lied, zu Kunst und Geselligkeit ist immer mehr der schon vor Generationen begonnene, weiter währende Wandel von Inhalt und Gestalt anzumerken. Aus jeder Rückschau wird so zwangs-

läufig die volkskundliche Beschäftigung mit der Gegenwart. Neue Arbeitsgeräte wandeln auch die Arbeitenden. Massenmedien und Bevölkerungsfluktuation ändern das Sprachbild und die Formen des geselligen Zusammenlebens. Neue Siedlungen verändern die Siedlungsstruktur. Die vordringende Industrialisierung bringt soziale Spannungen, die auf Ausgleich drängen.

Zu diesen volkskundlichen Problemen treten die landeskundlichen Themen: Episoden aus der Landesgeschichte werden in Beziehung zur Gegenwart gesetzt. Die Kenntnis der Geschichte und das Erlebnis kultureller Denkmale verflechten den Menschen mit Raum und Zeit, sie stärken Individualität und Persönlichkeit. Zu einer solch engen, inneren Bindung des Menschen an seine Umwelt tragen aber auch die naturkundlichen Sendungen bei.

An jedem ersten Samstag des Monats bringt der Südwestdeutsche Kalender mundartliche Monatsverse und Wetterregeln aus den drei Sprachlandschaften Südwestdeutschlands sowie Kalendergeschichten, Monatsbilder und naturkundliche Betrachtungen.“

Soweit könnte man zufrieden sein, findet dann jedoch, daß die Sendezeiten auf Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag und Samstag 11.30 Uhr verlegt worden sind. Dies bedeutet, daß die Sendungen allenfalls von Hausfrauen und Pensionären gehört werden können und daß man somit aus der Erwachsenenbildung, welche diese Sendungen fördern sollen, die außer Hause Arbeitenden – Mann und Frau – herausgenommen hat. Sie haben keine Möglichkeit mehr, ihre Bildung durch jene Sendungen zu erweitern und zu vertiefen.

Was nützt es, daß diese Sendungen fünf Minuten länger währen als bisher und daß auch die bisherige Sendezeit (17.40 bis 18.00 Uhr) nicht eben günstig war? Volks- und Landeskunde konnte immerhin noch von einem größeren Kreis gehört werden, was jetzt nicht mehr der Fall ist.

An diesen grundsätzlichen Bedenken werden auch die Ergebnisse der Demoskopie nichts zu ändern vermögen. Wollte man Programmgestaltung als angewandte Statistik verstehen und sich nach statistisch erfaßten Wünschen – oder vielmehr Nichtwünschen – richten, so käme doch wohl die pädagogische Verantwortung zu kurz. Ganz abgesehen davon, daß eine demoskopische Untersuchung, auf Grund deren 11.30 Uhr als günstige Sendezeit bezeichnet wird, nur beweist, daß sie Berufstätige nicht erfaßte oder aber eine Art „negative Auslese“ darstellt. Es würde uns in diesem Zusammenhang interessieren, welche unserer Mitglieder einmal einen Fragebogen des Demoskopischen Institutes Allensbach a) in die Hände bekamen, und b) sich die Zeit nahmen, ihn

auszufüllen? Umfragen können nämlich, von den Umständen ihres Streubereichs abgesehen, auch insofern zu verzerrten Bildern führen, weil sie vornehmlich von denen beantwortet werden, die dafür Zeit haben. Ähnliches mag übrigens auch für Zuschriften aus dem Hörerkreis gelten. Es liegt in der angedeuteten Linie, daß auch die Beihefte, welche der besprochenen Schrift „Aus dem Programm 1962/63“ beigegeben sind, zwar den öffentlichen Konzerten, dem Hörspiel, der Literatur, dem Radio-Essay, dem Christlichen Wort, der Unterhaltung und sogar dem Konkurrenten Fernsehen gewidmet sind, nicht jedoch der Landeskunde.

Wenn nun Jemand sagen wollte: Ja, da sind doch noch die anderen Heimatsendungen, ist die Sonntagssendung „Aus unserer Heimat“, welche 13.10 Uhr beginnt! Auch diese Sendung wurde seit Jahren zunehmend zeitlich beschnitten. Und was wollen diese 35 Minuten leichter Unterhaltung gegenüber den Bildungsmöglichkeiten der Abteilung „Volks- und Landeskunde“ bedeuten! Hinzu kommt montags 16.45 Uhr die Sendung „Land und Leute“ des Studio Karlsruhe. Und „Froher Klang und Volksgesang zum Wochenende“ oder „Volksmusik ins Land hinaus“, die samstags 17.20 Uhr vierzehntägig miteinander wechseln. Gut und schön, wenn man dabei das Bewußtsein haben könnte, daß man beim Süddeutschen Rundfunk unter musikalischer Heimatpflege auch etwas anderes verstünde: etwa die systematische Pflege einheimischer alter Musik und die Aufführung von heute noch größtenteils in den Archiven liegenden Werken.

Wenn man bedenkt, was Volks- und Landeskunde, wie sie vom Süddeutschen Rundfunk gepflegt werden, im Grunde sind, nämlich eine umfassende Heimatkunde, und berücksichtigt, daß solche Heimatkunde in einer Zeit der Spezialisierung des Menschen wesentlich zu seiner ganzheitlichen Bildung, und zwar von unten her aufbauend, beizutragen vermag, so fragt man sich, wie es im Rundfunkrat zu der Festsetzung der neuen Sendezeiten kommen konnte. Freilich gehören diesem Rat in unserem Lande zwar Vertreter der Hausfrauenvereinigungen, der Sportvereine, der Landwirtschaft usw. an, nicht aber ein Vertreter der Heimatvereinigungen unseres Landes. In Bayern und Schleswig-Holstein beispielsweise ist dies anders. Man möge nicht vergessen – dort vor allem nicht vergessen, wo man das Bemühen der Heimatfreunde als provinziell belächelt –, daß Heimatbewußtsein und europäische Bildung auf das engste zusammenhängen und es ist eher ein Zeichen von echter „Provinz“, wenn man das Einheimische nicht oder nur ungenügend kultiviert, um darüber hinweg in die Weite und oft daneben zu greifen. Denn das Abendland ist nicht irgendwo im leeren Raum gegenwärtig, sondern genau in dem Stück Welt, das uns gehört und das wir, in Vergangenheit und Gegenwart und auch vor der Zukunft, Heimat nennen. Und das ist nicht zuletzt ein echtes Politicum.

Ad. Schabl

Johann Peter Hebel über den Rheinflall

Mit zwei seiner Führung anvertrauten jungen Freiherren von Menzingen hat Johann Peter Hebel um 1790 eine Schweizerreise unternommen, die auch nach Schaffhausen führte. Bewegt und fesselnd schilderte der Rheinische Hausfreund seine Eindrücke von dem Erlebnis, zu dem ihm und seinen Schutzbefohlenen der Rheinflall wurde. Die Reisebeschreibung, in der dies geschieht, ist zwar gelegentlich auszugsweise veröffentlicht worden, harrt aber als Ganzes noch der Drucklegung.

Nun, der Rheinflall wurde von Johann Peter Hebel auch zum Gegenstand eines seiner nahezu 150 Rätsel gemacht, die u. a. der um die Hebelforschung hochverdiente Wilhelm Altwegg in seine zweibändige Ausgabe von „Johann Peter Hebels Werken“ aufgenommen hat:

Das erste blinkt im weißen Schein
Gar schön und rein;
Es wird aus vieler Berge Nacht
Ans Licht gebracht
Und hat schon manchen reich gemacht;
Aus Deutschland zog's als großes Los
Der Herr Franzos.
Das andre ward vom ersten Erdensohne
Und seinem Weib in Edens Siedelei
Nur still begangen, zweifelsohne,
Denn kein Herr Pfarrer war dabei;
Seitdem ist's in der Welt bekannt.
Das Mädchen wird nach ihm nicht wie zuvor
genannt.
Und manchen Mann
Kam Reue an,
Weil er zu schnell den Schritt getan.
Wie wird's nun um das Ganze stehn?
Ihr werdet in die Kirche gehn,
Um einen seltnen Akt zu sehn.
O nein! Gehört nur kann es werden
In wenig Kirchen auf der Erden.
In Gottes höchstem Tempel steht's,
Und über schroffe Felsen geht's,
Es donnert wie der jüngste Tag,
Schlag auf Schlag.

An dieses Rätsel, in dem Hebels Schalk und Humor so köstlich aufblitzen, aber auch seine Bewunderung und Ehrfurcht gegenüber dem elementaren Sturz der gletschergrünen Wasser tiefempfundenen Ausdruck findet, wieder einmal zu erinnern, besteht um so mehr Anlaß, als der Schluß des Gedichtes deutlich erkennen läßt, daß Hebel – ähnlich wie Goethe und viele andere erlauchte Geister – den Rheinflall für eine Schöpfung der landschaftsgestaltenden Natur angesehen hat, die anzutasten der Mensch sich nicht einfallen lassen dürfe ...

O. E. S.

Herrenberg und seine Lateinschule. Zur Geschichte von Stadt und Gäu. Im Auftrag der Stadt Herrenberg zusammengestellt von Walter Gerblich. (Herrenberg 1962). 224 S. m. Abb.

Die mehrbändige Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg (1912–1928), die noch heute als zusammenfassende Darstellung des eigenständigen württembergischen höheren Schulwesens hohen wissenschaftlichen Wert besitzt, konnte die Entwicklung einzelner Schulen nur im Überblick behandeln. In Spezialuntersuchungen über bestimmte Lehranstalten können daher noch wichtige Erkenntnisse gewonnen und viele Einzelheiten dargestellt werden. Dies beweist erneut das hier anzukündigende Buch, das 1962 aus Anlaß des Umzugs des Gymnasiums in ein neues Gebäude als Festschrift entstand.

Dr. Walter Gerblich, der Leiter der Schule und Herausgeber des Werkes, steuert einen ausführlichen Aufsatz über die Geschichte der Herrenberger Lateinschule bei (S. 5–160). Vom ersten urkundlichen Nachweis eines Herrenberger Schulmeisters im Jahr 1382 bis in die Gegenwart verfolgt er das wechselvolle Schicksal der Anstalt, die über Jahrhunderte die Tradition einer württembergischen Lateinschule bewahrte, sich aber am Ende der Periode neuzeitlichen Anforderungen nicht verschließen konnte: 1906/07 kam es zur Verschmelzung von Latein- und Realschule, 1921 wurde die Lateinklasse aufgehoben. Die breitangelegte Abhandlung berichtet nahezu über alle zur Schulgeschichte zählenden Zustände und Begebenheiten; so über Schülerzahlen, soziale Herkunft und spätere berufliche Entwicklung der Lateinschüler, die Lehrer (Präzeptoren und Kollaboratoren), ihre Ausbildung und Besoldung, Visitationen, Lehrpläne, Schulgebäude, Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf Stadt und Schule usw. Bemerkenswert ist die Fülle der herangezogenen Quellen und Darstellungen. Wenn auch zuweilen eine zu starke Anlehnung an den Wortlaut der Quellen festzustellen ist und eine straffere Gliederung der Lesbarkeit zugute gekommen wäre, so ist der wissenschaftliche, insbesondere heimatgeschichtliche Wert der Untersuchung unbestritten. Eine wesentliche Bereicherung sind die beigegebenen Verzeichnisse der Lehrer an der Lateinschule und der 1840 gegründeten Realschule von den Anfängen bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts.

In der Darstellung der Schulgeschichte werden bereits an verschiedenen Stellen bedeutende Söhne der Stadt und bekannte Herrenberger Lateinschüler vorgestellt. Daneben ist ein besonderes Kapitel vier berühmten Herrenbergern gewidmet. Nach einem Überblick über Herkunft und Verastelung der bekannten Familie Schickhardt (S. 162–167) zeichnet W. Gerblich ein Lebensbild des württembergischen Landbaumeisters Heinrich Schickhardt (1558–1635) (S. 167–176), von dessen Schaffen als Ingenieur, Architekt und Städtebauer bis in die Gegenwart Zeugnisse erhalten geblieben sind. Ein Neffe des Landbaumeisters war Wilhelm Schickhardt (1592–1635), dessen Leben und Werk Prof. Dr. B. Freiherr von Freytag-Löringhoff beschreibt (S. 176–180). Wilhelm Schickhardt war als Tübinger Professor sowohl als Sprachwissenschaftler wie als Mathematiker, Astronom und in der Landesvermessung Bedeutendes. Nach neuesten Feststellungen war er der erste Erfinder einer Rechenmaschine (1623). In seiner Würdigung von Johann Valentin Andrea

(1586–1654) (S. 180–184) stellt Dekan G. Keitel die Verdienste eines Theologen heraus, der sich schon als Dekan von Calw (1620–1639) für die Verwirklichung der christlichen Liebesaufgaben eingesetzt hatte und der seit 1639 als Hofprediger und Konsistorialrat von Stuttgart aus entscheidend an der Überwindung der Folgen des Dreißigjährigen Krieges mitwirkte. Sein Name ist mit der Einführung der Schulpflicht in Württemberg (1648) verbunden. Im Gegensatz zu Heinrich und Wilhelm Schickhardt und zu dem Theologen Andrea war der Maler Theodor Schütz (1830–1900), der von Studienrat H. Kirschbaum gewürdigt wird (S. 184–186), kein gebürtiger Herrenberger. Er wurde in Thumlingen bei Freudenstadt geboren und starb in Düsseldorf. In Herrenberg hatte er die Lateinschule besucht, und mit dieser Stadt fühlte er sich zeitlebens verbunden.

Der Festschriftcharakter des Buches erlaubte es dem Herausgeber, dem „wissenschaftlichen“ Teil ein Kapitel Erinnerungen an die Latein- und Realschule (S. 187–197) anzuhängen, in dem aus einem Buch von Heinrich Gommel und aus Berichten der ältesten noch lebenden Schüler Belehrendes und Erheiterndes zusammengestellt sind. Oberstudienrat Wilhelm Holch und der Schriftsteller Dr. Gerd Gaiser, die beide einst an der Herrenberger Schule wirkten, machen anschließend (S. 198 bis 203) auf landschaftliche und kunsthistorische Besonderheiten Herrenbergs aufmerksam, der Physiker Dr. Hermann Statz, der heute in Amerika wirkt, äußert Gedanken zum neuen naturwissenschaftlichen Gymnasium (S. 203–206), das in unserem technischen Zeitalter große Aufgaben zu erfüllen hat. Unter der Überschrift: Von der Gegenwart in die Zukunft weist Bürgermeister Heinz Schroth auf das stetige Wachstum der Stadt in den letzten Jahrzehnten und die damit zusammenhängenden Probleme hin (S. 207–212), zeigt W. Gerblich die Perspektiven des Gymnasiums auf (S. 212–219) und erläutert schließlich Architekt Heinz Ries den von ihm ausgeführten Gymnasium-Neubau (S. 219–224).

So sind in der Festschrift, die mit einer Reihe von Abbildungen ansprechend ausgestattet ist, historische Untersuchungen mit Darstellungen aus der Erinnerung vereinigt; an die Besinnung auf die Vergangenheit reiht sich der Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft. Alles zusammen vermittelt interessante Einblicke in die Geschichte und die Gegenwartsprobleme der behandelten Schule. Darüber hinaus ist das Buch ein Beitrag „zur Geschichte von Stadt und Gäu“, wie es der Untertitel verspricht.

Gregor Richter

Max Kibler, „Die Madame und ihre Kinder“. Verlag A. Bonz u. Co. Stuttgart, 286 S., Ganzleinen DM 13.80.

Dichtung und Medizin scheinen sich gut zu vertragen. Ich erinnere nur an Hans Carossa, Gottfried Benn und Peter Bamm.

Und das ist ja nicht von ungefähr so: der Arzt hat es oft mit Menschen in der äußersten Grenzsituation zu tun, wo das Theaterspielen aufhört und die Masken fallen, wo sich das wirkliche Wesen offenbart. Und einer dieser dichtenden Ärzte oder praktizierenden Dichter mit einer unendlich tiefen Kenntnis des menschlichen Herzens ist auch unser schwäbischer Landsmann Max Kibler, der mit dem neuen Roman von der Madame und ihren Kin-

dem seinen längst anerkannten dichterischen Rang aufs neue und beste bewährt.

Es gelingt dem Autor, in der Lebensgeschichte einer außerordentlichen, ebenso schönen wie klugen wie tapferen Frau, die ihren Weg von den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis in die fünfziger Jahre unseres Säkulums aus bescheidenem Beginn bis zur Leitung eines großen Textilunternehmens nach ihrem eigenen Gesetz unbeirrt zu gehen wagt, gleichzeitig die Zeit und ihre Mächte, die zerstörenden und die erhaltenden, zu gestalten: neben oder im Hintergrund der sich vollziehenden Menschenschicksale die ungeheure sich überstürzende dämonische Entwicklung auf dem Gebiet der Technik, der Gesellschaft, der Wirtschaft und der Politik.

Aber all dies wird unaufdringlich ohne lehrhaft erhobenen Zeigefinger geschildert, gespiegelt, erlebt und erlitten von lebendigen Menschen, die dem Leser ganz persönlich nahe kommen, verständlich und vertraut werden mit ihren inwendigsten Sorgen und Nöten, Irrungen und Wirrungen, Niederlagen und Siegen. Mir scheint, daß in diesem prachtvollen, immer wieder vom feinen Humor des geprüften und gereiften Weisen überglänzten Roman gerade auch für eine wirkliche Vergangenheitsbewältigung mehr geleistet ist als in hundert sensationellen Illustrierten-Reportagen und dutzenden von Geschichts- und Memoirenwerken, die so unendlich viel und so unendlich viel Verzerrtes und Halbwahres, sprich Halbfalsches, marktschreierisch anbieten.

Alles in allem: ein deutscher Autor, der erzählen kann, der die Menschen bis in die hintersten Herzenswinkel kennt – und sie dennoch liebt, mit einem verstehenden, oft ein wenig schmerzlichen Lächeln. Und ein Buch, mit dem man sich selbst und guten Freunden eine bleibende Freude machen kann.

Gerhard Schumann

Heinz Gollwitzer, Die Standesherren. Ein Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte. Friedrich Vorwerk-Verlag, Stuttgart.

Das breite Lesepublikum wurde in den letzten Jahren mit einer Flut von Sensationsnachrichten und Reportagen über die fürstlichen und standesherrlichen Häuser überschwemmt, so daß sehr oft völlig schiefe Bilder und falsche vorgefaßte Meinungen über diese Gruppe der „Standesherren“ vorhanden sind. Das vorliegende Buch kann also geradezu als Notwendigkeit bezeichnet werden, um einen objektiven Bericht über die Häuser des Hochadels zu geben, die nach wie vor in der soziologischen Gesamtstruktur der westdeutschen und europäischen Länder eine beachtliche Rolle spielen.

Bescheiden nennt der Verfasser sein ausgezeichnetes Werk einen „Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte“. Es ist viel mehr: Ein umfassender geschichtlicher und gesellschaftlicher Überblick über die letzten anderthalb Jahrhunderte der deutschen Geschichte, ein historisch-soziologisches Röntgenbild der Spitzengruppe unserer bewegten geschichtlichen Vergangenheit. Diese standesherrlichen Familien leben ja heute wie seit Jahrhunderten in ziemlicher Dichte auf ihren Schlössern und Herrensitzen in Franken und Schwaben, also in unserer süddeutschen Heimat. Und wir haben schon viel von ihnen gehört, gelesen und gerade in der Heimatgeschichte immer wieder ihre Spuren verfolgt. Hohenlohe, Löwenstein, Leiningen, Waldburg, Schönborn, Erbach, Oettingen sind die Namen, die das Buch bestimmen. Wenn es auch die „Endphase der Adelsgeschichte“ darstellt, muß es doch erkennen, wie groß die Kraft und die familien-geschichtliche Stärke in diesen heute noch blühenden Häusern ist!

Im Gegensatz zu den sog. souveränen Häusern sind in

dem Buch die „mediatisierten“ dargestellt. Eine Gliederung der standesherrlichen Familie und die Geschichte ihrer Mediatisierung vor 150 Jahren leitet das Buch ein. Weitergeführt wird das Thema in einer sehr interessanten Abhandlung über das Verhältnis der Standesherren zu den in der napoleonischen Umwälzung entstandenen deutschen Staaten und Ländern. Typus dieser Herren, die sowohl im „Deutschen Bund“ des vorigen Jahrhunderts, im kaiserlichen Deutschland, am Hof in Berlin und in Wien maßgebenden Einfluß auf die deutsche Geschichte nahmen und auch im Ausland (da vor allem im Zusammenhang mit der Zuneigung der Queen Victoria zu ihren deutschen Verwandten) in hohem Ansehen standen, sind eben vor allem die Hohenlohe, die Sayn-Wittgenstein, die Leiningen und Löwenstein.

Trotz der an sich nur für den Historiker interessanten Materie der beiden großen historischen Kapitel des Buches (Verhältnis zu den deutschen Staaten und zu Bund und Reich) gelingt es dem Verfasser in bestechender Manier und glänzendem Stil wie in einem spannenden Bericht, auch dem historischen Laien sein Thema nahe zu bringen. Auch die vielschichtigen konfessionellen Fragen sind eingehend behandelt. Die standesherrlichen Häuser haben gerade auf kirchlichem Gebiet ihren durch die Mediatisierung verloren gegangenen Einfluß gewahrt und aufrecht erhalten. Liebenswürdiges Beispiel echter Humanität und echter Toleranz ist der Reichskanzler Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst, der wie sein Bruder, der Kardinal Gustav, zu den bedeutendsten Erscheinungen der Standesherren zählt.

„Einmalige historische Individualität“ nennt der Verfasser die Kultur des Adels. Der heutigen Zeit steht es wohl an, die Erkenntnisse des Buches auch wirklich zur Kenntnis zu nehmen. Denn das Bild der Adelshäuser, das auf das Niveau der Filmstarberichterstattung herabgezogen wurde, bedurfte dringend der Korrektur. Der große Gegensatz von „altmodischem Herrenleben“ und „neuzeitlichem Berufsethos“, der von der Weimarer Republik ebenso wie vom geistig proletarisierten „Dritten Reich“ besonders herausgestellt wurde, um den Adel zu verleumden, wird heute nicht mehr in dieser Schärfe herausgestellt. Bei aller Kritik und allem Gerede von der „Dekadenz“ fühlt unsere Zeit instinktiv die Richtigkeit und Wichtigkeit des „Ariston“ in der soziologischen Struktur der neu sich bildenden Gesellschaft. Gerade das, was auch dem Bürgertum heute schrittweise verlorengeht und was alle Einsichtigen schmerzlich vermissen, die patriarchalische Auffassung des Familienzusammenhalts, die Form und Etikette (nicht umsonst sind Bücher des „guten Tons“ so sehr gefragt), die Tradition, sieht der ohne rechte Bindungen suchende Zeitgenosse des zwanzigsten Jahrhunderts bei den standesherrlichen Häusern. So ist das sozialpsychologische Charakteristikum profilierter Vertreter der Standesherren (eben etwa Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst, Karl Leiningen, Ernst Hohenlohe-Langenburg usw.) die Verbindung echt liberaler Ideale mit lebhaftem Traditionsbewußtsein. Die Verbindung also, die in den politischen Tendenzen und Gruppen merkwürdigerweise die gefragteste ist.

Man kann dem Verfasser und dem Verlag nur herzlich Glück wünschen zu dem inhaltsreichen und hochinteressanten Buch. Man merkt dem Verfasser an, daß er während seiner Arbeit mit ständig sich mehrenden Forschungsergebnissen eine ständig sich steigernde Liebe zum Stoff gewann und ein Gesamtgemälde über die so exponierte Gruppe der Standesherren gestaltet hat, das Historiker und Soziologen und alle interessierten Heimatfreunde vor allem unserer süddeutschen Heimat sehr erfreuen wird.

Rudolf Schlauch

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Pfingsttage Ochsenhausen, 1. bis 3. Juni 1963

Die diesjährigen Pfingsttage in Ochsenhausen wollen ihren Zweck, die Teilnehmer mit Natur und Landschaft sowie der künstlerischen Kultur Oberschwabens vertraut zu machen und so das persönliche Verhältnis jedes einzelnen an dieser Landschaft zu vertiefen, dienen, indem sie folgende Veranstaltungen bieten:

Samstag, 1. Juni:

Anreise

20.00 *Eröffnung* im ehem. Bibliotheksaal des Klosters: Fünf Stücke für Gitarre und Streichquartett von Bernhard Rövenstrunk

Begrüßungen

Vortrag von Hauptkonservator Dr. Albert Walzer „Alteschwäbische Bauerntrachten“ (mit Lichtbildern)

Suite aus „Abdelazer“ für Streichquartett und Continuo (Gitarre) von Henry Purcell

Ausführende: *Bernhard Rövenstrunk*, Gitarre; *Albrecht Scheytt*, 1. Violine; *Ruth Michel*, 2. Violine; *Sieghart Brenner*, Viola; *Anton Schmid*, Violoncello

Sonntag, 2. Juni:

10.45 „Wir stellen vor“: Professor *Wilhelm Geyer* – Ölgemälde, Zeichnungen, Aquarelle (Ausstellung):

Variationen über ein katalonisches Volkslied von Bernhard Rövenstrunk

Ausführende: *Albrecht Scheytt*, *Ruth Michel*, *Sieghart Brenner*, *Anton Schmid* (Instrumente wie oben).

Ansprache von *Wilhelm Geyer*

15.30 *Orgelstunde* mit Werken von J. Pachelbel, J. G. Walther, Frz. A. Hugl, aus dem Buxheimer Orgelbuch, aus dem Orgelbuch von St. Ulrich und Afra, ferner von K. N. Schmid, J. S. Bach. An der Gabler-Orgel: *Karl Norbert Schmid*

20.00 *Aus oberschwäbischen Singspielen*

Gesamtleitung, einführende und verbindende Worte: *Willi Siegele*

Musikalische Leitung: Chordirektor *Anton Schmid*

Ausführende: *Leonore Mühlischlegel-Hofer*, Sopran, Biberach-Bozen; *Gerlinde Nafz*, Sopran, Ochsenhausen; *Gudrun Greindl*, Alt, München; *Herbert Graf*, Tenor, Stuttgart; *Albrecht Scheytt*, Bariton, Stuttgart; *Gustav Adolf Frank*, Baß, Stuttgart; *Marianne Scherrmann*, Klavier, Ochsenhausen; Mitglieder des Chors der Stadtpfarrkirche und des Streichorchesters Ochsenhausen

Kantate auf die Wahl der Äbtissin Maria Justina zu Gutenzell 1776

Für Soli, Chor und Orchester

Entführung aus dem Serail, I. Akt, von Justin Heinrich Knecht

Für Tenor-, Bariton- und Baßsolo und Chor

Erschaffung der Eva aus der „Schöpfung“ von Sebastian Sailer nach Musik von Meingosus Gaele
Für Tenor-, Baß- und Sopransolo und Kammerorchester

Montag, 3. Juni:

8.30 Studienfahrt ins Pfrunger Ried, nach Pfullendorf (Stadt- und Kirchenbesichtigung) und zur Barockausstellung nach Weingarten. Führungen: Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder und Dr. Adolf Schahl. Fahrpreis DM 9.50

Wir bitten um baldige Anmeldung. Quartiere in jeder Preislage nur über die Geschäftsstelle. Teilnehmergebühr für Mitglieder DM 3.50, für Nichtmitglieder DM 5.–. Kosten der Omnibusfahrt gesondert (s. o.). Wie üblich wird von Stuttgart nach Ochsenhausen und zurück eine Omnibusfahrt durchgeführt (Hinfahrt am Samstagnachmittag, Rückfahrt am Montagabend), Preis DM 15.–.

Jahreshauptversammlung 8. und 9. Juni 1963

Die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes, verbunden wiederum mit der des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine, findet in diesem Jahr am 8. und 9. Juni in Sindelfingen statt. Die Veranstaltungen sind in den Rahmen der 700-Jahrfeier der Stadterhebung Sindelfingen eingespannt und wollen zur Besinnung auf das, was Sindelfingen war und ist, hinführen. Damit wird auch diese Tagung zu einer wesentlichen Erweiterung und Vertiefung des Heimaterlebnisses beitragen. Es wäre darum erfreulich, wenn das Ziel, die Jahreshauptversammlung zum Treffen aller Mitglieder zu entwickeln, in Sindelfingen weiter nähergerückt würde. Wir bitten jedes einzelne Mitglied, den Besuch der Gesamtveranstaltung oder, falls dies nicht möglich ist, den der Einzelveranstaltungen zu erwägen und in die Tat umzusetzen. Desgleichen bitten wir die Vertrauensmänner, gemeinsame Fahrten der Mitglieder ihrer Ortsgruppe nach Sindelfingen durchzuführen. Von Stuttgart aus wird sowohl am Samstag als auch am Sonntag eine Sonderomnibus-Verbindung mit Hin- und Rückfahrtmöglichkeiten an beiden Tagen eingerichtet. Außerdem verweisen wir auf die Linie B (Stuttgart-Sindelfingen-Stuttgart) der Stuttgarter Straßenbahnen, mit der sowohl am Samstag als auch Sonntag Rückkehr nach Schluß der Veranstaltungen möglich ist. Aber auch für Übernachtung in jeder Preislage ist Sorge getragen. Näheres kann auf einer Karte eingetragen werden, die jedes Mitglied auf seine Anmeldung hin – spätestens bis Anfang Mai – zur Ausfüllung zugesandt erhält.

Programm

Samstag, 8. Juni:

- 15.00 Eröffnung der Jahreshauptversammlung im Kleinen Saal der Stadthalle:

Fachreferate:

- a) von Stadtarchivar Dr. Weisert über „Die Geschichte von Sindelfingen“,
- b) von Dipl.-Ing. H. G. Kusch über „Die neuere städtebauliche Entwicklung der Stadt Sindelfingen“ (mit Lichtbildern).

- 17.00 Mitgliederversammlung des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine im Konferenzzimmer der Stadthalle.

- 17.30 Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes im Kleinen Saal der Stadthalle.

- 18.30 Gemeinsames Abendessen in den Räumen der Stadthalle (DM 5.– mit Bedienung)

- 20.00 im Kleinen Saal der Stadthalle:

„Auf den Spuren unseres Jahrhunderts – Aus der Sindelfinger Zeitung (gegr. 1890)“ von Gerhard Schwenk, Kulturreferent im Landkreis Böblingen und Leiter der Volkshochschule Böblingen-Sindelfingen. Unter Mitwirkung von Mitgliedern der Studiobühne der Volkshochschule als Sprecher und dem Jugendorchester der Volkshochschule unter Leitung von Frau Marianne Groß-Donner.

- 21.45 Geselliges Zusammensein im Konferenzzimmer der Stadthalle.

Sonntag, 9. Juni:

- 10.45 im abgeteilten Großen Saal der Stadthalle:

Feierstunde mit Begrüßungen und Festvortrag von Landrat K. Heß „Die Sindelfinger“ mit musikalischer Umrahmung durch die Orchestervereinigung Sindelfingen.

- 12.30 Gemeinsames Mittagessen in den Räumen der Stadthalle (DM 5.– mit Bedienung)

- 14.30 Führungen:

- a) durch Altstadt und Martinskirche von Reg.-Ob.-Verm.-Rat Schempp,
- b) „Die neuere städtebauliche Entwicklung von Sindelfingen“ von Dipl.-Ing. H. G. Kusch. Bei dieser Führung sollen auch bemerkenswerte Großbauten gezeigt werden (Christuskirche, Kirche St. Joseph, Sommerhofenschule, Friedhofshalle).

Aus Anlaß der Jahreshauptversammlung wird am Samstag, 8. Juni, 14.00 Uhr, im Foyer der Stadthalle Sindelfingen eine Ausstellung mit Gemälden und Zeichnungen von Christian Naß aus Magstadt eröffnet; die Ansprache hält Dr. Ad. Schahl.

Im Rathaus der Stadt Sindelfingen findet eine Heimatgeschichtliche Ausstellung statt.

Hohenloher Tage

Ferienwoche

27. Juli bis 3. August 1963

Auch im Jahr 1963 führt der Schwäbische Heimatbund eine Ferienwoche durch, in der unser Verhältnis zu einem bestimmten Stück Heimat vertieft werden soll. Unser Besuch gilt diesmal dem Herzen von Hohenlohe. Tagungsort ist Kupferzell. Das ehemalige Schloß des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg, in dem heute die Landfrauenschule untergebracht ist, stellt sich in der schönen Einheit von Vortragsräumen und Park als wie geschaffen für den Zweck unserer Veranstaltung dar. Die Umgebung von Kupferzell ist weithin noch landwirtschaftlich genutzt, so daß hier echte bäuerliche Kulturlandschaft anzutreffen ist. Themen ländlicher Heimatkultur stehen darum im Mittelpunkt der Veranstaltung. Hinzu kommt das Studium der umliegenden Natur- und Kulturräume, ungestörter natur- oder landschaftsgeschützter Gegenden, alter Siedlungsmittelpunkte, die – ob Dorf oder Stadt, Burg oder Schloß – aus ihren geschichtlichen Voraussetzungen heraus verstanden werden. Vorträge und Fahrten sollen Erlebnisse und Erkenntnisse vermitteln; jede Fahrt aber wird von einer Wanderung unterbrochen, damit auf diese Weise eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Landschaft gewährleistet wird. In allem wird eine gute, auf der Grundlage des gemeinsam Aufgenommenen entwickelte Geselligkeit gepflegt werden.

Die Unterbringung der Teilnehmer geschieht in verschiedener Weise. Zur Verfügung stehen: a) Räume der Bauernschule Hohebuch zum Preis von 4–5 DM für eine Übernachtung mit Frühstück; b) Gasthäuser von Kupferzell (Doppelzimmer mit Frühstück 5–6 DM pro Bett, Einzelzimmer mit Frühstück 7 DM); c) zwei führende Hotels von Künzelsau (Bettenpreise zwischen 6 und 7 DM, Frühstück zwischen 2 und 2,50 DM). Von Hohebuch und Künzelsau nach Kupferzell wird eine Omnibusverbindung eingerichtet. Die Essen werden größtenteils gemeinsam eingenommen (Vorschläge hierfür gehen den Teilnehmern rechtzeitig zu).

Die Teilnehmergebühr beträgt DM 10.–, für Nichtmitglieder DM 15.–; die Kosten der Omnibusfahrten gehen gesondert, doch handelt es sich dabei um kleine Beträge. Der Zubringerdienst von Hohebuch und Künzelsau nach Kupferzell ist kostenlos.

Wir bitten um Anmeldung mit Angabe der gewünschten Unterbringungsart. Eigenes Quartiermachen ist nicht möglich.

Programm

Samstag, 27. Juli:

Anreise

20.00 Begrüßung im Saal des Schlosses Kupferzell.

Sonntag, 28. Juli:

8.30 Besuch von Waldenburg (Überblick über Hohenlohe) und des Naturschutzgebietes Viehweide.

15.30 Gang durch Kupferzell, auch zu den Gräbern von Pfarrer Mayer (gest. 1789), des sog. „Gipsapostels“, und Hofrat K. J. Weber, des „Demokrits von Hohenlohe“.

20.00 Gerhards Marionetten-Theater, Aufführung im Schloß Kupferzell.

Montag, 29. Juli

8.30 Fahrt und Wanderung über den Bachenstein (Burgruine) nach Döttingen (Siedlungs- und Ortsgeschichte, Spital), Rückfahrt über Steinkirchen, Kocherstetten (erneuerte Kirche), Morsbach (erneuerte Kirche) und Künzelsau.

20.00 „Eckbalken an hohenlohischen Bauernhäusern“, Lichtbildervortrag von Pfarrer Frandkh aus Steinbach.

Dienstag, 30. Juli:

8.30 Bahnfahrt bis Kupfer. Wanderung über den Rößlesmahdsee und Goldbach nach Gnadental (Frauenkloster des Zisterzienserordens), weiter nach Gailenkirchen und Rückfahrt mit Bahn.

20.00 „Die Pflanzenwelt in Hohenlohe“, Lichtbildervortrag von Studienrat Doll aus Öhringen.

Mittwoch, 31. Juli:

9.59 mit der Bahn von Kupferzell nach Forchtenberg, Wanderung nach Schöntal (ehem. Zisterzienserkloster) mit Vortrag von Pfarrer Julius Ochler über die Musikpflege im Kloster; Rückfahrt im Omnibus.

Donnerstag, 1. August:

8.30 im Omnibus nach Kirchensall (Kirchenmusik), weiter durch den Hermersberger Wald und Wanderung von Hermersberg (Schloß) nach Niedernhall (Rathaus, Kirche, Kelter, Götzenhaus), Rückfahrt nach Kupferzell.

20.00 „Die Kleinplastik von Leonhard Kern aus Forchtenberg“, Lichtbildervortrag von Frl. Dr. E. Grünwald, fürstl. Öttingensche Archivarin.

Freitag, 2. August:

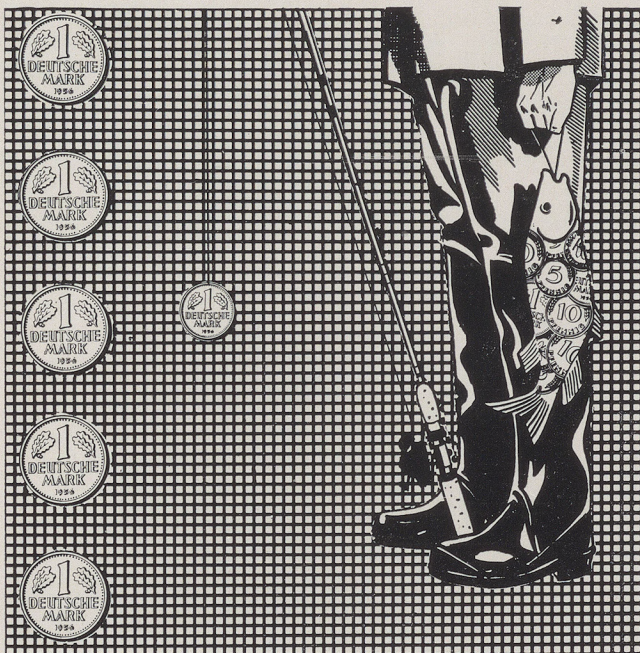
8.30 im Omnibus zum Limes (Turm bei Gleichen) und Charlottenberg bei Pfedelbach. Über Öhringen zum Pfahldöbel bei Westernbach. Rückfahrt über Friedrichsruhe.

20.00 „Hohenlohische Volkslieder“, Volksliedersingen (Scheierling, Bühlertann) im Schloßpark Kupferzell.

Samstag, 3. August:

Ausklang im Schloßpark Kupferzell und Abreise.

Änderungen vorbehalten.



Gewußt wie!

Geld anlegen lohnt sich. Geld, das arbeitet, bringt Gewinn. Ein »guter Fang« setzt allerdings gewisse Überlegungen voraus: Kurz- oder langfristige Anlage, hoher Gewinn oder weitgehende Sicherheit? In jedem Falle sind persönliche Belange entscheidend. Anlagemöglichkeiten gibt es für alle Ansprüche. Über Einzelheiten gibt die Sparkasse fachkundige und individuelle Auskunft.

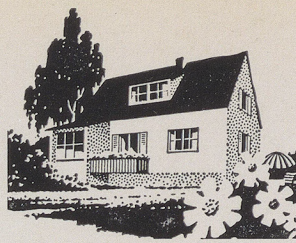
Ihr Geld verdient Geld

Das prämienbegünstigte Vertrags-sparen garantiert dreifachen Spar-erfolg: Spargeld, Zinsen, staatliche Prämie. Weitere Anlagemöglichkeiten sind: Festverzinsliche Wert-papiere, Aktien, Investmentanteile, Bausparen. In jedem Falle aber gilt: Geldanlage — Vertrauensfrage!

Wenn's um Geld geht...zur



SPARKASSE



Mit unserer Hilfe werden ar-beitstäglich 150 Ein- und Mehr-familienhäuser finanziert.

Größte deutsche
Bausparkasse

Wer baut heute mit Wüstenrot?

Von den 40063 Wüstenrot-Bausparern, die im letzten Jahr bauten, sind rund 70% Lohn- und Gehaltsempfänger. Mit Wüstenrot und den zu-sätzlichen staatlichen Hilfen schaffen Sie es auch. Verlan-gen Sie die kostenlose Druck-schrift E 20 vom Wüstenrot-Haus in 714 Ludwigsburg.

Wüstenrot



Willy Heudtlass

J. Henry Dunant

Gründer des Roten Kreuzes

Urheber der Genfer Konvention

Eine Biographie in Dokumenten und Bildern

XII und 196 Seiten, ferner 68 erläuterte Bilddokumente auf 44 Kunstdrucktafeln. Leinen DM 17,40 (29034)

W. Kohlhammer Verlag



ALLES AUS EINER HAND!

Der Umzug meiner Firma von Stuttgart, Landhausstraße, in den Neubau Aixheimer Straße 12 in Stuttgart-Sillenbuch, ermöglicht es mir, meine gesamte Arbeitskapazität auszuweiten. — Ich bin nun in der Lage, die Gesamtherstellung sämtlicher Druckunterlagen zu übernehmen. Ich erteile jede Auskunft und erwarte gerne Ihren Besuch.

HUGO KRÄMER

Graphische Kunstanstalt, Stgt.-Sillenbuch, Aixheimer Str. 12, Tel. 273704



Sparen
und
Gewinnen mit **PS**



bei den öffentlichen Sparkassen

Ernst Müller

Kleine Geschichte Württembergs

mit Ausblicken auf Baden

264 Seiten mit 3 Karten, 4 Stammbäumen und 71 Abbildungen auf Kunstdruck. In Leinen DM 13,80.

Außer dem Titel hat die Neuauflage von Ernst Müllers württembergischer Geschichte nichts mehr gemein mit dem 1948 erschienenen Band. Unter Verwertung seiner eingehenden historischen Studien in diesen 14 Jahren und unter Einbeziehung der neuesten Forschungsergebnisse hat Ernst Müller ein völlig neues Buch mit beinahe doppeltem Umfang geschrieben, das bis in die unmittelbare Gegenwart führt.

Sein flüssiger, leicht lesbarer Stil macht diese einzige illustrierte württembergische Geschichte zu einem Standardwerk!

Kleine Vor- und Frühgeschichte Württembergs

im Gang durch das Württembergische Landesmuseum

Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Württembergischen Landesmuseum e. V.

74 Seiten, 10 Karten, 36 Abbildungen. Kartoniert DM 6,-

Kaum ein anderes Land ist in seiner Vor- und Frühgeschichte so eingehend erforscht wie Württemberg. Und wenn auch das Schrifttum darüber sehr umfangreich ist, so hat doch bis heute ein knapp zusammengefaßter Überblick gefehlt. Das mit 10 Karten und 36 außergewöhnlich schönen Fototafeln ausgestattete Büchlein macht den an der Vor- und Frühgeschichte unseres Landes Interessierten im Gang durch die Sammlungen des Landesmuseums mit den prachtvollen Funden bekannt und vertraut, die uns der schützende Boden über Jahrtausende hinweg bewahrt hat.

Schwäbische Lebensbilder

Die Bände I-III sind vollkommen vergriffen

Lieferbar sind noch

Band IV

VI und 380 Seiten. 20 Tafeln. Halbleinen DM 5,-

Band V

XII und 483 Seiten. 27 Tafeln. Leinen DM 12,-

Band VI

XII und 492 Seiten. 20 Tafeln. Leinen DM 18,-

Band VII

(ab diesem Band heißt die Reihe „Lebensbilder aus Schwaben und Franken“)

X und 419 Seiten. 18 Tafeln. Leinen DM 18,-



W. Kohlhammer Verlag Stuttgart

211 Verein f. vaterländische Naturkunde Schloss Rosenstein 6197